

Frankfurter Allgemeine

Magazin

OKTOBER 2017
MÄNNER SPEZIAL

**TRYSTAN
PÜTTER**

**KARL
LAGERFELD**

**BEN
STILLER**

**ADAM
SANDLER**

**HANS MAGNUS
ENZENSBERGER**

**NIKLAS
FRANK**

**DJ
HELL**

**FRANZ VON
STAUFFENBERG**

**CLAUS
PEYMANN**

**ANDREAS
GURSKY**

**LUCAS
ZWIRNER**

**KLAUS
VON DOHNANYI**

**MEINHARD
VON GERKAN**

**EUGEN
GOMRINGER**

**CHRISTIAN
VATER**

**MARTIN
SONNEBORN**



ÜBER VÄTER



Tambour Horizon
Your journey, connected.

LOUIS VUITTON



moncler.com



LIU BÖLIN PERFORMING FOR MONCLER

GERARD BUTLER'S CHOICE
DAS HEMD, DAS SICH WIE
KEIN ANDERES TRÄGT.

OLYMP
SIGNATURE



PATER SEMPER INCERTUS EST

Ich weiß nicht, ob Sie es wussten, aber der Vater ist ein Mängelwesen. Das musste ich gerade selbst erfahren. Fünf Abende mit jeweils fünf Tischtennispartien gegen meinen Sohn liefen so ab: 2:3, 2:3, 1:4, 2:3, 3:2. Einmal also, am letzten Abend, habe ich gewonnen, vier Mal habe ich verloren – gegen einen Elfjährigen! Wie will man da ein Vorbild bleiben? Wie soll man da die Selbstachtung nicht verlieren? Wie baut man sich dann wieder auf? Vielleicht durch die Lektüre dieses Magazins? Denn unter den defizitären Gestalten, die wir hier auf die Seiten lassen, sind erfreulich viele Männer, die all die Missstände fröhlich verachten. Zwei Schauspiel-Stars sind bei aller Arbeit darum bemüht, sich richtig um ihre Kinder zu kümmern. Ein Vater, schon 92 Jahre alt, lässt sich von seiner Tochter auf künstlerische Selfies bannen, als wäre es ein Spaß. Der Vater eines Kollegen hat jahrzehntlang als Starkstromelektriker gearbeitet und jammert keine Sekunde über seinen Beruf. Und das sind jetzt noch ganz normale Männer. Schwieriger wird es für einen Mann aus Frankfurt, der vergebens seinen Vater sucht. Und extrem ist das Beispiel des Vaters von Klaus von Dohnanyi, der fürs Vaterland sein Leben geopfert hat. Nie hätte Dohnanyi daran gedacht, an seinem Vater als Vater zu zweifeln. Man kann sich an solchen Lebensgeschichten aufrichten. Wir haben es bitter nötig, denn der Zweifel nagt schon lange an uns. Bis tief in die Mittelsteinzeit hinein wusste man zum Beispiel noch gar nicht, dass man überhaupt einen Mann braucht, um ein Kind zu zeugen. Auch die Entdeckung des Zusammenhangs zwischen Geschlechtsakt und Fortpflanzung war nicht so richtig befriedigend, schließlich konnte es immer ein anderer Mann gewesen sein. *Pater semper incertus est*, sagten die Römer. Hingegen: *Mater semper certa est*. Trotz genetischer Analyse: Letztlich gilt der Satz, dass der Vater unsicher ist, bis heute. Für die Erkenntnis reicht ein verlorenes Tischtennispiel, ein Blick auf zerrissene Familien oder die Lektüre unseres Interviews mit einer Geschlechterforscherin. Der Vater ist nicht so sehr Mängelwesen, als dass er nicht wüsste, dass er zur Unsicherheit verdammt ist. Mit dieser Ausgabe werden wir ihn sicher nicht davon erlösen. Aber vielleicht ein paar Beispiele für Besseres bieten? Oder ihn vom Schlechteren abhalten? Dann hätte sich's für uns schon gelohnt. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Annon, Holger Appel, Christian Aust, Claudia Bröll, Markus Ebner, Sebastian Eder, Leonie Feuerbach, Timo Frasch, Nora Gomringer, Marlene Grunert, Katrin Hummel, David Klaubert, Stefan Locke, Dr. Reinhard Müller, Hans-Heinrich Pardey, Yannik Primus, Julia Schaal, Peter-Philipp Schmitz, Florian Siebeck, Dr. Michael Spehr, Bernd Steine, Quynh Tran, Dr. Lukas Weber, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Matthias Wyssuwa

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das Frankfurter Allgemeine Magazin geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(gleichzeitige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner, Oliver Schaffer

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



BOTTEGA VENETA



HANS MAGNUS ENZENSBERGER hat wie jeder Mensch einen Vater. Aber was für einen! Andreas Enzensberger war Fernmeldetechniker in hoher Position, auch im „Dritten Reich“ und im Krieg. Wie er damals trotzdem den eigenen Überzeugungen treu blieb, das hat seinen ältesten Sohn immer fasziniert. Für die Familie hat der Siebenundachtzigjährige Erinnerungen an den Vater aufgeschrieben, die wir hier (Seite 52) erstmals einem großen Publikum zugänglich machen.



MATTHIAS WYSSUWA hat als neuer politischer Korrespondent dieser Zeitung für den Norden viel zu tun. Mal trifft er sich zum Gespräch mit der schwedischen Kronprinzessin (unser Bild), mal zum Interview mit dem Hamburger Ersten Bürgermeister Olaf Scholz. Für uns sprach er nun mit Scholz-Vorvorvorgänger Klaus von Dohnanyi über dessen Vater, den Widerstandskämpfer Hans von Dohnanyi (Seite 68). Das Interview wurde zu einer Lehrstunde in Zeitgeschichte.



TIMO FRASCH hat von seinen Eltern viel mit auf den Lebensweg bekommen, aber leider nicht deren handwerkliche Begabung. Sein Vater Karl-Heinz, im Bild rechts, hat als Starkstromelektriker gearbeitet, auf Dächern und Masten, von denen er einen mindestens so guten Blick auf die Welt hatte wie andere vom Schreibtisch aus. Er glaubt, das werde die Leser dieses Magazins nicht interessieren. Wir glauben: doch. (Seite 86)

FOTOS: HELMUT FRICHE, FRANK ROTH, TOBIAS SCHMITT, PRIVAT, MATTHIAS JUNG/LAF

MITARBEITER

ANDREAS GURSKY studierte Visuelle Kommunikation bei Michael Schmidt in Essen und Photographie an der Kunstakademie Düsseldorf bei Bernd Becher. Der Fotograf gilt mittlerweile als einer der wichtigsten Vertreter der sogenannten Düsseldorfer Schule. Auch wenn die Akademiezeit am prägendsten für Andreas Gursky war – technische Ratschläge holte er sich oft bei seinem Vater: Willy Gursky, Werbe- und Porträtfotograf in Düsseldorf. (Seite 50)



NORA GOMRINGER hat von ihrem Vater Eugen das lyrische Talent geerbt. Der Zweieundneunzigjährige, Vater auch der Konkreten Poesie und legendärer Gestalter, regte die Germanistin schon früh zum eigenen Schreiben an. Aber auch darstellerische Fähigkeiten hat Nora Gomringer, die das Internationale Künstlerhaus Villa Concordia in Bamberg leitet, durch ihre Gedichte bekannt wurde und 2015 den Ingeborg-Bachmann-Preis gewann, von ihrem multitalentierten Vater mitbekommen. Das erahnt man schon auf diesem Bild, das im Kunsthaus im oberfränkischen Rehau entstand. Zur Gewissheit wird es, wenn man ihre Doppel-Selfies mit Vater in diesem Heft sieht (Seite 78).

Die Autorin – sie ist auch eine Performance-Künstlerin.



DIOR.COM-069 29 99 34 67



Goldene Generation: Unsere Fotografen haben ihre Familien-Erbstücke ins Bild gesetzt (Seite 58), wie diese Taschenuhr, einst ein Geschenk König Ludwigs II.

Bilder und Seiten: David Zwirner gehört zu den wichtigsten Galeristen. Sein Sohn Lucas will die Marke nun erweitern (Seite 98), unter anderem mit einem eigenen Verlag.



ZUM TITEL

Trystan Pütter und sein Vater Conrad wurden am 10. Juni von Gregor Hohenberg vor der Berliner Volksbühne fotografiert. Der Sohn trägt einen Anzug von MSGM, ein T-Shirt von Berluti und Sneaker von Ermenegildo Zegna Couture. Der Vater trägt einen Pullover von Brunello Cucinelli, Schuhe von Haider Ackermann und eine Uhr von Frédérique Constant.

- 17 KARL LAGERFELD
- 32 BEN STILLER
- 68 KLAUS VON DOHNANYI
- 72 NIKLAS FRANK
- 80 MARTIN SONNEBORN

WIE Dieter Meier, Sänger der Band Yello, erzählt, wie er zu seinem persönlichen Stil kam. *Seite 22*

WER Ein Mann macht sich auf die schwierige Suche nach seinem leiblichen Vater. *Seite 48*

WARUM Geschlechterforscherin Paula-Irene Villa erklärt die Veränderung der Rollen. *Seite 76*

WOHIN Magdalena Messner hat im Schatten des Vaters ihren eigenen Weg gefunden. *Seite 82*

WOZU Ein Segeltrip durch die Ägäis ist nicht nur etwas für Superreiche. *Seite 90*

WOMIT Craig und Duane Enemy führen eine Airline mit ganz spezieller Flotte. *Seite 94*

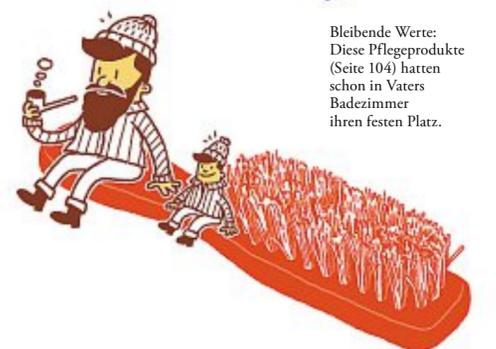
Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 28. Oktober bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Großes Theater: Wie unterschiedlich sich Väter und Söhne mit ihrer Garderobe inszenieren, zeigt unsere Modestrecke (Seite 36) – unter anderem mit Claus und Anias Peymann.



Bleibende Werte: Diese Pflegeprodukte (Seite 104) hatten schon in Vaters Badezimmer ihren festen Platz.



Dior

FOTOS: MATTHIAS LÜDECKE, TOBIAS EVERKE, GREGOR HOHENBERG; ILLUSTRATIONEN: JAN-HENDRIK HOLST

TIFFANY & Co.

There's Only One CAMERON RUSSELL
Tiffany.com

Aus der F.A.Z. vom 7. Oktober 1967: „Dies ist kein Partisanenkrieg mehr“, schreibt der Autor, der sich in Vietnam an einen vorgeschobenen amerikanischen Stützpunkt gewagt hat. Foto Adelbert Weinstein

Vor fünfzig Jahren

Kriegsreporter sind anders. Sie müssen anders sein, setzen sie sich doch sehenden Auges Situationen aus, die von den meisten Menschen gemieden werden. Adelbert Weinstein, dem dieses schaurig-schöne Bild von einem amerikanischen Stützpunkt im Norden des damaligen Südvietnam gelang, nannte sich militärpolitischer Redakteur dieser Zeitung. Seine Erzählperspektive konnte blitzartig wechseln. Einfühlsam versetzte er sich in die Lage des einzelnen Soldaten, der auf diesem gottverlassenen Stückchen Erde weit weg von allem „auf den Tod wartet“. Dann wieder erklimmte Weinstein sozusagen den Feldherrenhügel. Dieser Standort war ihm gewissermaßen vertraut, hatte er doch den Zweiten Weltkrieg im Rang eines Majors im Generalstab beendet.

Nach Vietnam reiste Weinstein mit einem gefestigten Weltbild. Die Gegner der Amerikaner – nordvietnamesische Truppen und die von ihnen unterstützten Vietcong – waren schlicht „die Roten“. Aber auch die Verbündeten kamen im Urteil des Strategen schlecht weg, wobei sich der ehemalige Soldat in seiner Kritik vor allem auf die Politiker konzentrierte.

Die Regierung von Präsident Lyndon B. Johnson, der im November 1963 den ermordeten John F. Kennedy beerbt hatte, war im Laufe der Zeit immer tiefer in den Konflikt in Südostasien geraten. Nicht zuletzt durch das intensiver werdende amerikanische Engagement wurde dieser Krieg zu einem Symbol. Er führte zu der – mindestens – emotionalen Entfremdung einer ganzen Generation junger Europäer von den Vereinigten Staaten. Und Amerika selbst brachte es die schmerzliche Erkenntnis, dass ein Krieg, in den ihr Land verstrickt ist, nicht zwangsläufig mit einem Sieg der eigenen Farben enden muss.

Schon der Zeitgenosse fühlte sich beim Besuch auf dem Stützpunkt Con Thien im Jahr 1967 an etwas erinnert, was Historiker als einen zentralen Fehler der Kolonialmacht

Frankreich nur gut ein Jahrzehnt zuvor in eben diesem Vietnam ansehen. Auch die Franzosen hatten vorgeschobene Stützpunkte bezogen und gehofft, die Gegner würden an diesen befestigten Plätzen ausbluten. Aber die Nordvietnamesen und die Vietcong taten den Amerikanern nicht den Gefallen, ihren Kampf nach den Regeln des „klassischen“ Krieges zu führen. Somit lief die hochtechnisierte Militärmaschinerie der Supermacht immer wieder ins Leere. Ihre großflächigen Bombardements richteten immense Schäden an und töteten viele Unbeteiligte. Das trug zu einer Solidarisierung der Bevölkerung mit den Nordvietnamesen und dem Vietcong bei.

Andererseits zeigte sich 1975, nach dem für Amerika demütigenden Ende des Krieges und der erzwungenen Wiedervereinigung Vietnams unter kommunistischen Vorzeichen, dass sich viele nicht mit den neuen Verhältnissen abfinden wollten. Im Gedächtnis geblieben sind nicht nur die Szenen der Verzweiflung, als Vietnamesen sich auf dem Dach der amerikanischen Botschaft in Saigon um Plätze in den letzten Hubschraubern prügeln, die Vietnam verließen. In den Jahren danach lernte die Welt einen neuen Begriff kennen: *boat people*, Bootsflüchtlinge.

Die Szenen auf dem Meer vor Südvietnam erinnern an heutige Bilder vom Mittelmeer. Zwei große Unterschiede zu heute fallen allerdings ins Auge. Zum einen war die Zahl der Flüchtlinge deutlich geringer als vier Jahrzehnte später. Zum anderen flohen diese Leute vor dem Kommunismus, was die Aufnahmebereitschaft im Westen, auch in der Bundesrepublik, erhöhte.

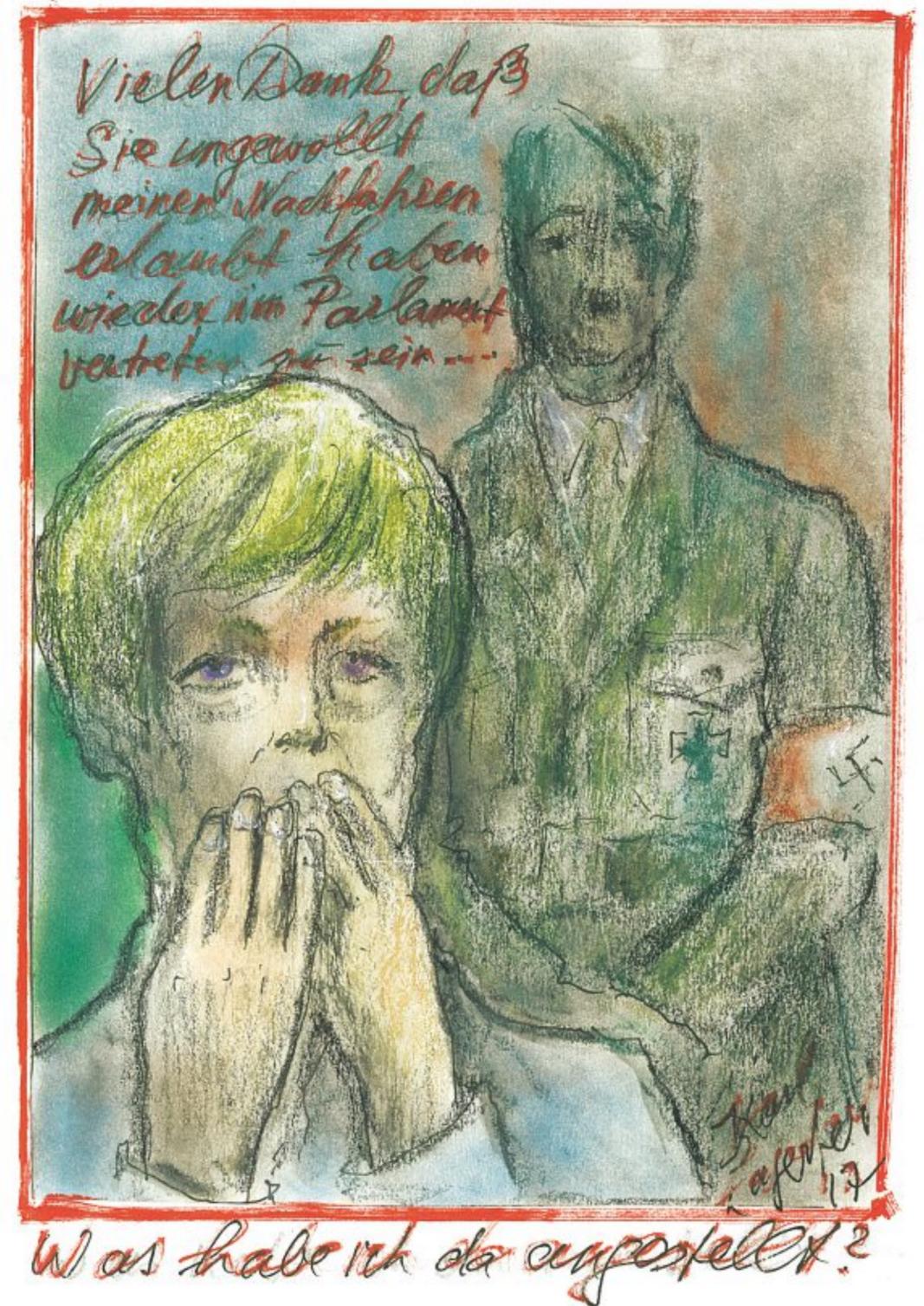
Ob Adelbert Weinstein geahnt hat, dass „die Roten“ diesen Krieg gewinnen würden? Seinen Erlebnisbericht vom Oktober 1967 durchzieht jedenfalls ein deutlich pessimistischer Grundton. Auch der Generalstäbler wusste nur, was falsch lief in der amerikanischen Strategie. Besserwisserische Ratschläge hatte er nicht parat. Er war eben ein Kriegsreporter, kein typischer Journalist. *Peter Sturm*



Sir Anthony Hopkins

TAILORING LEGENDS SINCE 1945

Prioni
ROMA



KARL LAGERFELD SIEHT DAS ERGEBNIS MIT SCHRECKEN

„Ich bin außer mir!“ Karl Lagerfeld ist entsetzt, dass Rechtspopulisten in den Bundestag einzuziehen. „Ich hatte gehofft, so etwas in meinem Leben nie wieder zu sehen“, sagt der Modeschöpfer, der in Schulzeiten unter der diktatorischen Gleichmacherei durch die Nazis litt. „Ich schäme mich für Deutschland. Wir sind das letzte Land, das sich diese Art von Populismus erlauben kann.“ Daher greift unser Zeichner dieses Mal zur äußersten satirischen Überspitzung: Der Untote Adolf Hitler bedankt sich bei Angela

Merkel dafür, dass sie den Rechtsradikalen unabsichtlich geholfen hat, in den Reichstag einzuziehen. Lagerfeld beklagt den Leichtsinn der Bundeskanzlerin, 2015 weit mehr als eine Million Flüchtlinge ins Land gelassen zu haben. „Die sogenannten Sozialisten in Frankreich dagegen ließen nur einige Zehntausend ins Land.“ Damals begann der AfD-Aufstieg. Die Wählerwanderung bestätigt die These: Rund eine Million Menschen, die 2013 für die Union stimmten, wendeten sich nun den Rechten zu. (kai.)

PRÊT-À-PARLER



DAD PANTS SIND BEI GOTT KEINE DEAD PANTS

Die Mode hat im englischsprachigen Raum einen überraschenden Hang zum Familiären. Sie verknüpft überhaupt Kleidungsstücke gern mit engen Bezugspersonen. Das übergroße Hemd wird oft als *boyfriend borrowed* beschrieben, also vom Freund geliehen, von dem auch die weit geschnittene Jeans ist, die *boyfriend jeans*. Es gibt *mum jeans* und *dad jeans*, die beide – anders als das Paar *boyfriend jeans* – den Ruf haben, nicht so supergut zu sitzen. Sie sind also eher was für Mütter und Väter, die schon so lange in ihren Rollen stecken, dass sie sich über so etwas Nebensächliches wie eine passende Jeans wirklich keine Gedanken mehr machen würden.

Aber dass Kleidungsstücke nach engen Vertrauten benannt werden, hat natürlich seinen Sinn. Auch die Mode kommt uns nahe, wenn auch anders als gewisse Menschen, die einem bedrohlich auf die Pelle rücken können. Wobei

selbst eine Hose zuweilen ein guter Freund sein kann, zum Beispiel das Modell mit tiefen Taschen von Brunello Cucinelli (4). Es ist ebenfalls gewissermaßen vom Vater ausgeborgt, denn solche Khaki-Hosen laufen in den Vereinigten Staaten unter *dad pants*. Der ehemalige Präsident Barack Obama war ein großer Freund dieser Vater-Hosen, wovon man während seiner Amtszeit besonders im Netz Notiz nahm, halb belustigt, halb würdigend. Mit den Khaki-Hosen von Polo Ralph Lauren (1) und Moncler (3) hätte Barack Obama auch in einer Bildergalerie der „Vanity Fair“ im Internet landen können.

Dabei sind die tiefen Seitentaschen ein wichtiges Element der *dad pants*. Den Auftritt ihrer Besitzer machen sie nicht besser, aber das muss so eine nicht recht sitzende Hose und sollende Hose ja sowieso nicht. Stattdessen sind diese Taschen ungeheuer praktisch, wenn man eben seine Frei-

zeit so verbringt, wie es Väter dem Klischee nach machen: am Sonntag in der Garage vor sich hin wurschteln und am Nachmittag etwas am Dach reparieren.

Die Werkzeuge, um mit ein paar Handgriffen zur Not die Welt wieder zurechtzuschrauben, stecken in den Seitentaschen. Ja, vielleicht auch in denen der Hose von Incotex (6), obwohl man sie über den Luxus-Onlineshop Mr. Porter bestellen kann. Oder in den Seitentaschen des Modells von Michael Kors in Grün (2) oder von Marc O'Polo (5) in Grau.

Interessanterweise sind *dad pants* für Herren gerade ein schon fast so großes Ding in der Mode wie *mum jeans* für Frauen – sie nehmen den Rang ein, den lange die *boyfriend jeans* hatte. Andererseits ist die Beziehung zu Mama und Papa für viele heute ja auch ähnlich eng wie die zum Freund oder zur Freundin. (jwi.) Foto Victor Hedwig



OBJEKTE, DIE LEBEN

HERMÈS
PARIS

WAS MANN NOCH SAGEN DARF

Über Donald Trump müssen wir nicht reden. Über seine Haltung zu Frauen erst recht nicht. Er hat sie nicht nur in heimlich aufgenommenen alten Mitschnitten kundgetan, sondern sogar öffentlich. Es ist verstörend, wenn jemand öffentlich sagt, er würde seine Tochter *daten*, wenn sie nicht seine Tochter wäre. Auch die Äußerung gegenüber Brigitte Macron war mehr als peinlich, vor allem wegen der Umstände. Beim Staatsempfang musterte der amerikanische Präsident die Frau seines französischen Amtskollegen anerkennend wie auf einem Viehmarkt: „You're in such good shape!“ Und dann, zu ihrem Mann gewandt: „She's in such a good physical shape. Beautiful.“ Frauen sind für diesen Mann offenbar Dinge, die Männern gehören und ihrem Urteil ausgeliefert sind. So weit, so schlecht.

Aber wie steht es mit dem Satz selbst? Darf man einer Frau sagen, sie sei körperlich in guter Form? Hier gehen die Meinungen auseinander. Nach einer nicht repräsentativen Blitzumfrage finden Frauen: Das geht gar nicht. Männer dagegen fragen: Wo ist das Problem? Genauer: Was darf man eigentlich noch loben? Was sagen?

Der Satz „Das ist aber ein zauberhaftes Kleid“ sollte eigentlich kein Fall für den Staatsanwalt sein. Warum aber sollte man zu seinem Inhalt schweigen? Vor allem dann, wenn die Trägerin ihn besonders zur Schau stellt. Natürlich ist das eine Frage des Wie, also der Form. Es geht um ein Kompliment, nicht um das Hervorheben körperlicher Schwächen. Wenn Frau Macron auf dem Staatsempfang im Minirock auftritt: Warum sollte dann ein Lob ihres Aussehens verboten sein?

Verboten? Natürlich nicht. Aber in den Vereinigten Staaten kann schon ein tiefer Blick als Belästigung oder gar als Missbrauch gewertet werden. Natürlich kommt es auf den Einzelfall an. Bemerkungen in einem Abhängigkeitsverhältnis sind etwas anderes als ein lockeres Partygespräch. Und auch Frauen ist ja das Lob rein körperlicher



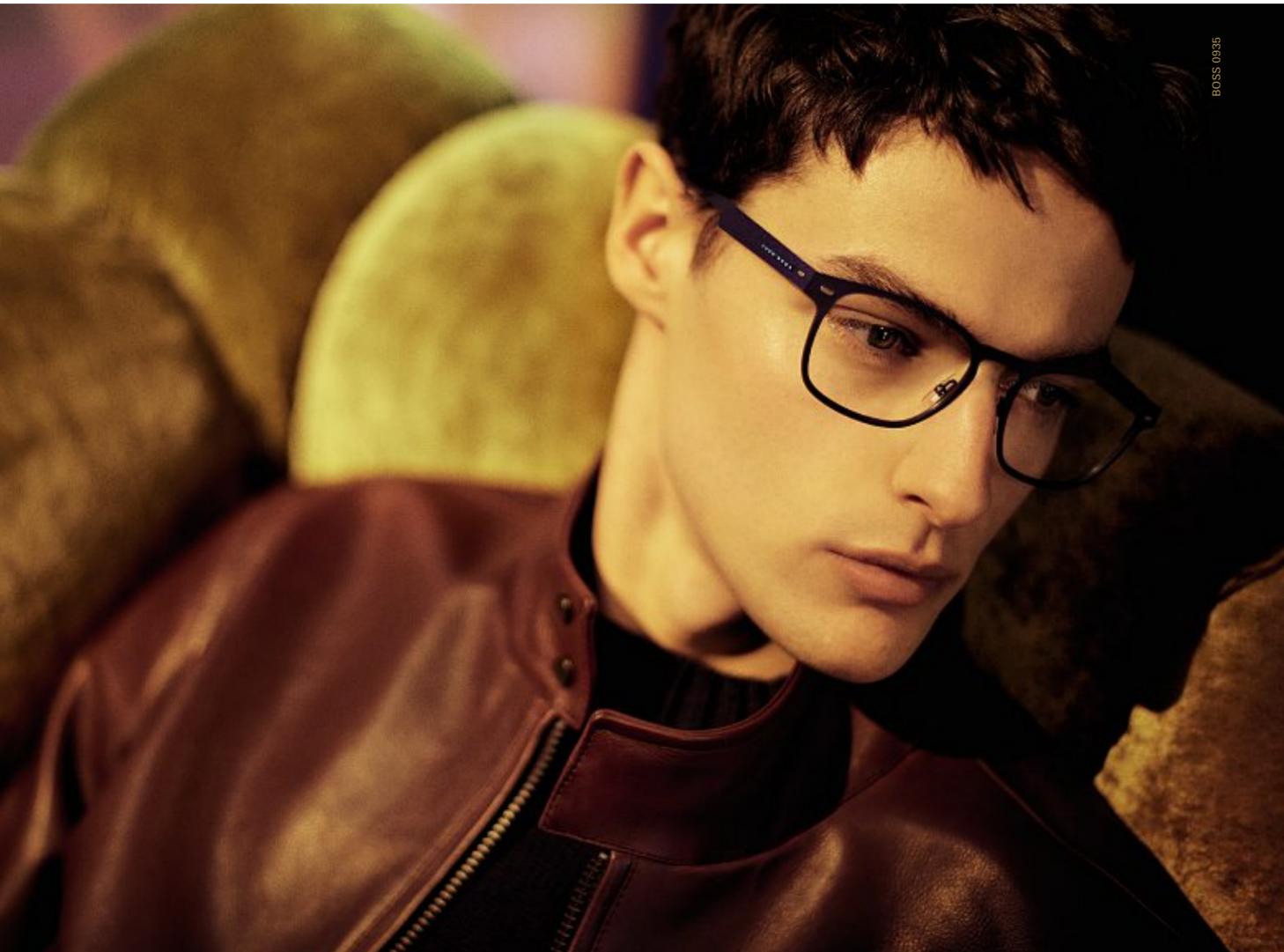
In guter Form: Emmanuel Macron, Brigitte Macron, Donald Trump und Melania Trump am 14. Juli in Paris

Vorzüge von Männern nicht fremd. Wenn etwa eine Verkäuferin einem Kunden beim Probelaufen mit einer Lederhose bescheinigt, er habe wenigstens einen Hintern in der Hose, so ist das ja wohl keine Beleidigung, selbst wenn natürlich der Mann in diesem Moment ganz und gar auf sein Äußeres reduziert wird.

Auch die Äußerung Rainer Brüderles – die Älteren werden sich erinnern – gegenüber einer jungen Journalistin, sie könne ein Dirndl ausfüllen, war natürlich daneben, aber sicher nicht das Skandalon, zu dem sie gemacht wurde. Wer ist hier wem über- oder untergeordnet? Politiker sind ja eher von Journalisten abhängig als umgekehrt. Der Fortgang der Geschichte bestätigt das: Brüderle verschwand in der Versenkung, die junge Journalistin machte Karriere. Man muss nicht gegen sie anführen, dass sie selbst schon die CSU-Politikerin Ilse Aigner als „dirndltauglich“ beschrieben hatte. Doch das „Hintergrundgespräch“ mit Brüderle fand zu vorgerückter Stunde an einer Bar statt. Es kommt schon auf den Zusammenhang an.

Zudem ist jeder Erwachsene frei darin, seiner Missbilligung Ausdruck zu verleihen. Auch davon wird ja rege Gebrauch gemacht. Aber noch einmal: Freut sich nicht jede und auch jeder über den Satz: „Das steht Ihnen gut?“ Oder „Sie können das tragen?“ Und wer offensichtlich sehr viel Zeit in seinen Körper investiert und diesen auch zeigt, dem darf man ja wohl auf eigene Gefahr zurufen: „Sie sind in toller Form, jedenfalls körperlich!“ Reinhard Müller

FOTOS: REUTERS, HERSTELLER, PRIVAT



BOSS 0935

BOSS
HUGO BOSS

eyewear

HUGOBOSS.COM



Ach, wie flach: Der neue Loewe bild x wurde auf der Internationalen Funkausstellung in Berlin vorgestellt.

„DIE SCHWARZE GLASSCHEIBE SOLL SEXY WERDEN“

Herr Sperlein, ist Fernsehen überhaupt noch zeitgemäß?

Die Fernsehkultur hat sich auf jeden Fall verändert. Wenn man heute etwas verpasst, kann man es einfach wieder runterladen oder streamen. Ich kann mein eigener Editor sein. Jüngere kaufen seltener Fernseher, weil sie Filme oft auf Laptop oder iPad schauen. Aber die Qualität ist bei Fernsehern anders: Sie haben eine einzigartige Farblichkeit, die man auf dem PC-Bildschirm oder Projektor nie erreicht. Gäbe man dem jüngeren Publikum die Möglichkeit, unabhängig von Verkabelung und Antennen ein Programm auf einem großen Bildschirm zu streamen oder das Handy direkt mit dem Fernseher zu verbinden, würde das Ganze viel spannender werden.

Liegt die Zukunft des Fernsehers also in seiner Anpassungsfähigkeit an die digitale Technologie?

Ja. Loewe gehört auch bei der Digitalisierung zu den Vorreitern. Wir hatten schon integrierte Festplatten, als man noch mit dem Videorekorder Filme aufnahm. Und die Software in den Fernsehern kann man updaten.

Also ist die Wahrnehmung des Fernsehers auch ein Kommunikationsproblem. Ist das eine deutsche Krankheit? Könnte sein. In England, wo ich lebe, geht man ganz anders mit Marketing und Kommunikation um. Neue Technologien werden in England getestet und kommen dann erst auf den europäischen Markt. Gerade deutsche Konsumenten sind oft zufrieden mit dem Jetzt.

Aber der Fernseher ist ja ein Objekt aus der Vergangenheit. Wie wollen Sie den wieder attraktiv machen?

Loewe hat den Fernseher miterfunden, und wir denken zukunftsorientiert. Fernseher waren einmal Statusobjekte, heute sind sie Wegwerfprodukte. Loewe-Fernseher haben aber eine einzigartige Qualität und lebenslange Serviceleistungen. Wir haben einen Aufstell-Service, wie man ihn vor allem aus der Kunst bei Bildern und Skulpturen kennt. Und genau so gehe ich an das Thema ran: Ich will ein Objekt der Begierde schaffen. Wie macht man eine schwarze Glasscheibe sexy? Dabei habe ich mich an Skulpturen der Linienkunst orientiert, die Dreidimensionalität durch Zweidimensionalität darstellt und dabei Leichtigkeit bewahrt. Ich kreierte ein visuelles Produkt, das man in den Haushalt integrieren kann, das mit warmem Minimalismus Frauen und Männer anspricht.

Sie kommen aus der Inneneinrichtung. Wie passt das mit einem Elektronikunternehmen zusammen?

Das passt sehr gut zusammen, weil ich mich mit Produkten des täglichen Lebens beschäftige. In meinem Schaffen gehe ich vom Tisch aus, vom Geschirr und Besteck zum Stuhl und der Leuchte darüber. Ich habe einen anderen Blick auf den Fernseher als ein Designobjekt, das so schön ist, dass man es nicht verstecken will. Außerdem designe ich nicht nur. Als Kreativ-Direktor will ich auch eine starke Marke aufbauen. Wie fotografiere ich eine Kampagne, was will ich mit ihr ausdrücken, all das gehört genauso dazu wie das Design selbst.

Können Sie sich vorstellen, dass Loewe auch in andere Bereiche außerhalb des Fernsehens vordringt?

Wir müssen uns natürlich zunächst auf das Kerngeschäft konzentrieren. Aber schon da gibt es Andockpunkte. So kann ich mir vorstellen, mit anderen Disziplinen wie dem Mode-Design zusammenzuarbeiten, um diese Perspektiven auszuschöpfen. Um die Geräte herum wird unser Schwerpunkt in die Software- und Systemkompetenz gehen. Da kann ich mir Apps oder Software vorstellen. Als Loewe in den Zwanzigern in Berlin gegründet wurde, war die Stadt wie das Silicon Valley heute. Loewe oder Siemens waren so etwas wie die Start-ups. Und jetzt ist in der Stadt wieder etwas am Brodeln.

Die Fragen stellte Quynh Tran.



Kreativ-Direktor aus London: Bodo Sperlein soll Fernseher für die deutsche Marke Loewe zu Designobjekten machen.

PRÊT-À-PARLER

DIETER MEIER ERKLÄRT SEINEN STIL UND SICH SELBST

ÜBER HALSTÜCHER

Halstücher sind eine Art Krawattensatz und ein kleiner Sprung in die mehr oder minder offensichtliche Frivolität. Ein Halstuch ist ein reines Schmuckstück, das eigentlich keine Funktion hat. Ich habe als jüngerer Mann immer Krawatten getragen und Anzüge, weil ich nicht identifizierbar sein wollte. Das war eigentlich eine Art Tarnanzug für mein Außenseitertum. Ganz kleine Brechungen konnten einen aufmerksamen Beobachter aber darauf lenken, dass ich eigentlich doch nicht aussehe wie ein junger Banker. Der Wechsel von der Krawatte zum Halstuch war dann die größere Frivolität. Als ich begann, Halstücher zu tragen, war das noch nicht so verbreitet wie heute und ein Zeichen, als anders erkennbar zu sein. Daraus ist dann ein Spleen geworden. Ich trage die Tücher auch in Indien bei 42 Grad kurz vor dem Monsun. Ohne Tuch hätte ich das Gefühl, nackt zu sein. Die einzigen Momente ohne Tuch sind im Süden am Meer. Da trage ich beim Hemd drei, vier Knöpfe offen. Das ist dann Freizeitkleidung, eine Art Dekolleté, dann geht das.

ÜBER STIL

Die Kleidung ist ein getragenes Gedicht, sagt man. Mit der Kleidung gibt man sich zu erkennen, ob man will oder nicht. Die Nachlässigkeit, sich nicht darum zu kümmern, ist ja auch ein Zeichen dafür, dass es einem egal ist. Das Gedicht baue ich jeden Morgen neu. Beim Rasieren überlege ich, womit ich eigentlich in den Tag hinausgehe. Das hängt stark mit meiner Befindlichkeit zusammen. Wenn ich guter Laune bin, kann ich mich selbstironischer und frivoler kleiden. Wenn ich eher gedrückter Stimmung bin, dann trage ich leise Sachen. Mein Befinden drückt sich vor allem in Farben aus. Und in Kombinationen. Bin ich in selbstironischer Stimmung, trage ich gern Sachen, die eigentlich gar nicht zusammenpassen, die sich gegenseitig aufheben, etwas Verrücktes an sich haben. Die sind dann darauf abgestimmt, dass sie nicht stimmen.



Foto Frank Röth
Aufgezeichnet von Christian Riethmüller

PRÊT-À-PARLER

ÜBER DEN SCHNURRBART

Den Schnurrbart trage ich, weil ich als junger Mann auf den Gedanken verfiel, dass der Abstand zwischen meiner Nase und der Oberlippe zu groß sei. Der Schnäuzer verkleinert den Abstand optisch. Mit dem Schnurrbart geht es mir mittlerweile wie mit dem Halstuch: Ohne würde ich mich nackt fühlen.

ÜBER HEMDEN

Ich trage die unterschiedlichsten Hemden, nicht nur gestreifte. Manchmal ziehe ich auch sportliche Poloshirts und solche Sachen an. Das ist abhängig vom Tag und der Brechung der Kleidungsstücke. Es passiert oft, dass ich etwas angezogen habe, und es passt überhaupt nicht. Es geht mir um die Stimmigkeit der Hülle. Es kann sein, dass ich mich sechs oder sieben Mal am Tag umziehe, weil ich nicht zu dieser Stimmigkeit für mich finde. Manchmal gebe ich dann auf und gehe mit einer unglücklichen Gleichgültigkeit in den Tag hinaus.

ÜBER DANDYS

Es ist ein totales Missverständnis, was man heute unter einem Dandy versteht. Wenn einer etwas extravagant durch die Gegend läuft, dann sagt man, das ist ein Dandy. Dabei war der Engländer George Bryan Brummell, der heute als Ur-Dandy gilt, ja überhaupt nicht offensichtlich oder extravagant elegant gekleidet. Der hat das nur für sich gemacht. Eine seiner präzisen Äußerungen war es sicher, die Kragen, die Männer damals trugen, in Kartoffelstärke einzulegen. Diese Kragen wurden ja geworfen. Durch die Stärke bekamen sie eine ganz feine Steifheit. Allerdings konnte man die so präparierten Kragen nur einmal werfen. Misslang der Wurf, war alles umsonst. Daher hatte Brummell stets zehn von ihnen in der Kartoffelstärke. Das hat er aber nur für sich gemacht. Brummell war überhaupt nicht laut gekleidet. Für Augen, die so etwas erkennen konnten, hat er ein leises, aber unvorstellbar präzises Gedicht geschrieben.

Dieter Meier war Konzeptkünstler und professioneller Pokerspieler. Er ist Rinderzüchter, Bio-Winzer, Chocolatier und Investor. Vor allem aber ist der Zweund-siebzehnjährige eine Hälfte des Schweizer Elektropop-Duos Yello, mit dem er nun zum ersten Mal überhaupt auf Tournee geht. Am 29. November ist der Auftakt in der Frankfurter Festhalle. Es folgen Zürich, Hamburg, München, Wien, Stuttgart, Köln.

www.brunellocucinelli.com

Die Natur ist voll unendlicher Gründe

Leonardo da Vinci



BRUNELLO CUCINELLI

EIN MANN, EIN STAMM

Es ist so etwas wie ein vorübergehendes Lebensthema. Ernst Gamperl arbeitet seit vier Jahren an seinem Lebensbaum. Dabei handelt es sich nicht nur um den Arbeitstitel für die 300 Jahre alte Eiche, die in Rott am Inn in Oberbayern bei einem Orkan entwurzelt wurde. Aus dem Stamm, 2,50 Meter im Durchmesser, macht Gamperl, der sich nicht als Künstler versteht, aber das Holz wie ein Künstler bearbeitet, eine komplette Kollektion. „Das ist massives Holz, da wird nichts verleimt“, sagt er. „Ich arbeite immer mit dem gewachsenen Baumstamm.“ Trotzdem sind die Formen anschließend so rund und geschmeidig, als wären sie vom Himmel gefallen. Sie sehen jedenfalls nicht so aus, als hätte ein einzelner Mensch mit seinen Händen, seiner Vorstellung und ein paar Werkzeugen an ihnen gearbeitet. „Es geht mir immer um das Gefäß und um Schalen. 15 Arbeiten sind bereits fertig. Die zwei Besten hatte ich für den Loewe-Preis eingereicht.“

Das war vergangenes Jahr. Auf die Idee zu dem Preis kam der Kreativ-Direktor des spanischen Modehauses Loewe, Jonathan Anderson, der die Marke zurück in die erste Liga der Mode gebracht hat und nun mit dem „Craft-Prize“ die Arbeiten von Handwerkern würdigen will, also von Glasmachern, Keramikünstlern, Holzkünstlern.

Gamperl wundert die Nähe nicht, die ein Modehaus zum Handwerk sucht. „Auch Gabriele Strehle hat das Handwerk sehr zu schätzen gewusst. Und Issey Miyake. Bei Jonathan Anderson ist es genauso“, sagt der Zweifundfünfzigjährige, der in Italien gearbeitet hat, bis er das Glück hatte, in Steingaden im oberbayerischen Landkreis Weilheim-Schongau einen Bauernhof kaufen zu können.

4000 Handwerker schickten ihre Arbeiten für den Loewe-Preis ein, 26 setzten sich bis ins Finale durch und stellten ihre Werke in einer Ausstellung in Paris vor. Die Handwerker erklärten sich gegenseitig ihre Arbeiten. Irgendwann standen alle um sein Werk herum, als wären sie magisch angezogen. Und wirklich: Gamperl gewann den Preis. Seine Werke wanderten daraufhin außerdem in Ausstellungen von Madrid bis New York und Tokio.

Fertig ist er mit seinem Lebensthema Lebensbaum aber noch lange nicht. „Die Stücke werden deshalb auch nicht verkauft.“ Auch die Loewe-Stücke nicht. Die Kollektion soll erst vollständig sein, und das kann noch gut zwei, drei Jahre dauern. „Dann zeige ich sie noch mal in einer großen Ausstellung.“ (jwi.)



Als wäre es vom Himmel gefallen: Ernst Gamperl drechselte eine Eiche so lange, bis die Teile geschmeidige Formen annahm. Der Holzkünstler aus Bayern wurde dafür mit dem Handwerker-Preis des spanischen Modehauses Loewe ausgezeichnet.

140 ZEICHEN SIND DOCH VIEL BESSER!

Twitter verdoppelt das Zeichenlimit auf 280. Dabei reichen 140, wie meine Lieblings-Tweets zeigen. Da wäre jedes Zeichen mehr ein Zeichen zuviel. Maria Wiesner



PRÊT-À-PARLER

DER VATER, DAS UNBEKANNTE WESEN



Aus einer anderen Welt: Conny Plank (1940 bis 1987) war auch deshalb am Mischpult so fortschrittlich, weil er die Gebote seiner Zeit spielend überwand.

Wie gut kennt man seinen Vater schon? Stephan Plank kann diese Frage beantworten: nicht besonders gut. Für ihn sind die Erinnerungen an den Vater meist mit Musik verbunden. Die Platten, die er besitzt, nehmen ihn sofort mit in die früheste Kindheit, die er auf einem Bauernhof nahe Bonn verbrachte, wo sein Vater ein Tonstudio eingerichtet hatte. Dauernd kamen Pop- und Rockgrößen vorbei: Eurythmics, Kraftwerk, Gianna Nannini. Sie alle fanden in Conny Plank einen begnadeten Produzenten, der ihnen alle Zeit und Freiheiten ließ. Die Wände der Gästetoilette zierten die Goldenen und Platinplatten, die bei der Arbeit hier entstanden waren. Nur der Sohn, der musste bei den Tonaufnahmen meistens draußen bleiben. Und der Vater verbrachte viel Zeit im Tonstudio und mit den Musikern. Als Stephan Plank 13 Jahre alt war, starb sein Vater mit 47 Jahren an Krebs. Um herauszufinden, wer der Mann eigentlich war, an den er sich nur noch verwaschen als Mann hinter dem Mischpult erinnert, begab er sich mit einem Kameramann und dem Ko-Regisseur Reto Caduff auf eine Reise zu all den früheren Weggefährten. In seinem Dokumentarfilm „Conny Plank – The Potential of Noise“ nähert er sich dem unbekanntem Wesen über Interviews mit Musikern und Familienfreunden, ergänzt durch private Videoaufnahmen sowie Musikvideos und Liveauftritte der Bands. „Conny Plank“, seit dem 28. September im Kino zu sehen, ist das Porträt eines Pioniers, der vom Krautrock bis zur elektronischen Popmusik vielen Musikern Gehör verschaffte. (maru.)



VIA DELLA SPIGA 48, MILANO, ITALY

FOTOS: HERSTELLER, VORLEIH: TWITTER®



Ein Traum: Die Dior-Ausstellung ist Nabelschau und Marketingmethode zugleich.

DIOR ZUM SIEBZIGSTEN

Fällt ihr nicht mehr viel ein? Oder ist diese Frage schon so anti-feministisch, dass sie sich auch bald auf einem Oberleit von Dior wiederfinden wird? Maria Grazia Chiuri hatte mit ihren Motto-T-Shirts als Designerin einen guten Einstand bei der Marke von der Avenue Montaigne, vor allem, wenn man es aus Social-Media-Sicht betrachtet. „We should all be feminists“: Wer könnte diesen Appell ans Gute im Menschen verhallen lassen? Und welche Influencerin will ein solches Motto nicht vor sich her tragen?

In ihrer letzten Schau Ende September fragte sie: „Why have there been no great women artists?“ Der Aufdruck ließ so manche Bloggerin zweifeln: Meint die das ernst? Dabei zitierte Chiuri nur den Titel eines Aufsatzes, der die feministische Kunstgeschichtsschreibung begründete. Das fiel dann aber nur richtigen Modekritikerinnen auf. Und die bemerkten dann auch, dass es vielleicht keine ganz so gute Idee ist, einen Motto-Shirt-Erfolg wiederholen zu wollen. Fällt ihr also womöglich nicht mehr viel ein? Noch grundsätzlicher: Kann auch eine Frau Dior?

Diese Frage ist natürlich eine böse Unterstellung, denn *great women designers* gab es natürlich schon viele, und es werden immer mehr. Natürlich kann eine Frau das. In der gigantischen Dior-Ausstellung in Paris aus Anlass des siebzigsten Jahrestages der Markengründung muss sich Maria Grazia Chiuri aber in eine Reihe stellen lassen mit Designern wie Yves Saint Laurent, John Galliano und Raf Simons. Keine Frage, dass Saint Laurent der Beste war, dioresque und trotzdem mutig, couturehaft und trotzdem

experimentell. Dazu ist gerade bei Assouline der wunderbare Bildband „Dior by Yves Saint Laurent“ erschienen. Wie gern wäre man bei diesen wenigen Schauen von 1958 bis 1960 dageblieben!

Sein Nachfolger Marc Bohan und dessen Nachfolger Gianfranco Ferré wirken heute so verstaubt wie damals. Aber die Epoche John Gallianos wird durch die Ausstellung „Couturier des Rêves“ neu bewertet. Die theatralische Sendung des britischen Modeschöpfers führte in seiner Zeit (1997 bis 2011) zusehends in dramatische Weltferne und zerstörerische Alkoholabhängigkeit. Sein unwürdiger Abgang („I love Hitler“) verdeckte dann vollends seine Leistungen. Nun entdeckt man die traumhaften Wunderkleider mit genialischer Schnittführung wieder.

Das waren Höhepunkte der Modegeschichte. Dior hat sich immer noch nicht davon erholt. Sicher, Raf Simons gab dem Haus die Modernität zurück, Maria Grazia Chiuri fügt Frauen-Power hinzu. Aber ihre Anverwandlungen alter Dior-Ideen sehen oft blass aus. Eine „Couturière des Rêves“ braucht mehr als gute Sprüche. (kai.)

„Christian Dior, Couturier des Rêves“, Musée des Arts décoratifs, Paris, bis zum 7. Januar 2018

PRÊT-À-PARLER

DAS SCHAF STEHT NICHT UMSONST AUF DER KRAWATTE HERUM

Was macht denn das Schaf da auf der Krawatte? Ermengildo Zegna ist eigentlich nicht der Typ, der Tiermotive auf seinen Bindern schätzt, seine Herrenmodemarke steht schließlich für italienischen Stil. Aber er kommt zum frühen Frühstück in seinem Frankfurter Hotel doch wirklich mit blauer Krawatte und aufgesticktem Wollknäuel. „Ich kann das erklären“, sagt der Unternehmer. Und wie immer, wenn der Enkel von Ermengildo Zegna loslegt, der schon durch seinen Namen zu besonderer Markentreue verpflichtet ist, wird daraus ein kleiner Vortrag über den großen Trend der Herrenmode: die Personalisierung. Diese Krawatte ist sogar so persönlich, dass sie nur ganz wenige Menschen tragen. Zegna verfolgt nämlich das Konzept *from sheep to shop*. Der Konzern wird vertikal integriert, hat also vom Ausgangsmaterial bis zum Verkauf des Endprodukts alles in der Hand. Ermengildo, der die Firma mit seinem Vet-



EIN STUMMER DIENER, DER VIEL KANN

Vor gut 150 Jahren fanden Fischer die lebensgroße Bronze-Statue eines Knaben. Sie lag am Ufer des Rheins unweit von Xanten. Der rechte Unterarm fehlte, beide Arme aber hatte der Junge einst nach vorne ausgestreckt. Warum der mit einem Kranz aus allerlei Früchten, Blättern und Blüten geschmückte, mehr als 2000 Jahre alte römische Junge die Arme nach vorn hielt, blieb lange ein Rätsel. Erst 1928 gelang es dem Archäologen Paul Wolters, eine Erklärung für die merkwürdige Armhaltung zu finden: Der „Xantener Knabe“ trug einst ein Tablett.

Die Statue, knapp eineinhalb Meter hoch, war ein Stummer Diener, der Gästen eines Festmahls Speisen und Getränke darreichte. Diese Tablett- oder auch Leuchterträger scheinen in der Antike beliebt gewesen zu sein, gerieten dann aber in Vergessenheit. Erst später tauchten sie wieder auf, nahmen mal Visitenkarten, mal Mäntel und Hüte stillschweigend entgegen. Sie wurden die fast perfekten Herrendiener, die sich klaglos über Nacht sogar um die Knitterfalten im Anzug des Hausherrn kümmern konnten – „Stille Butler“ gab es zwischenzeitlich auch mit elektrischem Hosenbügel.

Auf eine makellose Bügelfalte kam es dem Münchner Designer Christoph Böniger nicht an. Er wollte vor allem keinen weiteren Stehimweg im Haus schaffen. Darum hat er eine Sprossenleiter zur „Stummen Leiter“ umgewandelt. Sein Entwurf hat oben einen Bügel für die Jacke mit Ablageschale für Uhr und Manschettenknöpfe, darunter befindet sich eine Stange für die Hose, eine weitere Ablage für Hemden sowie eine große Stufe zum Beispiel für die Schuhe. Ansonsten taugt die Stumme Leiter natürlich auch weiterhin als Trittleiter, sie kann Nachttisch und sogar Hocker sein. Viel mehr kann man von einem Stummen Diener aus Holz nicht erwarten. (pps.)



„Christian Dior, Couturier des Rêves“, Musée des Arts décoratifs, Paris, bis zum 7. Januar 2018

ter Paolo führt, hat einen Mehrheitsanteil an einer riesigen australischen Schaf-Farm gekauft. Und die beiden zeichnen einmal im Jahr die Züchter aus, die ihnen die beste Wolle liefern. Der Preis? Eine Krawatte mit aufgesticktem Schaf aus der Gewinnerwolle. Und weil er jetzt auch Schafzüchter ist, darf er sie mit gewissem Recht selbst tragen. Aber was, wenn Zegna auch noch für Mohair und Alpaka Preise verliert? Dann kommt er nächstes Jahr mit Ziege zum Frühstück. (kai.)

Ermengildo Zegna, Chef der gleichnamigen italienischen Marke für Herrenmode, ist kein Freund von Motivkrawatten – mit einer Ausnahme. Foto Helmut Fricke

FOTOS: P. HERSTELLER



HAMBURG_HOHE BLEICHEN 22
MÜNCHEN_MAXIMILIANSTRASSE 27
KEITHSVLT_C.-P.-HANSEN-ALLEE 1
SPORTSWEAR COMPANY GERMANY GMBH +49 (0)89 35892730

42129 GHOST PIECE / TANK SHIELD FEATURING MULTI LAYER FUSION TECHNOLOGY
GHOST PIECES ARE BASED ON THE CONCEPT OF CAMOUFLAGE AND ARE ENTIRELY MONOCHROMATIC. THE MULTI LAYER FUSION TECHNOLOGY IS A REVOLUTIONARY LAMINATION PROCESS OF PERFORMANCE MEMBRANES DURING THE GARMENT CONSTRUCTION PHASE. THE GARMENT, MADE IN OPAQUE POLYESTER AND PERFORMANCE COTTON, IS PREASSEMBLED AND THEN LAMINATED WITH PANELS MADE BY THE PERFORMING MEMBRANE PROTECTED WITH A TECHNICAL MESH. THE SLIGHTLY OVERLAPPING PANELS COVER THE INNER SURFACE OF THE GARMENT CREATING AN HERMETIC SHIELD FOR THE OUTER FABRIC AND ITS SEAMS. THE MULTI LAYER FUSION TECHNOLOGY GUARANTEES IMPROVED WATERPROOFNESS AND BREATHABILITY COMPARED TO COMMON LAMINATION TECHNIQUES. ZIP FASTENING. REMOVABLE NYLON LINING PADDED WITH THE FINEST DOWN.


STONE ISLAND
WWW.STONEISLAND.COM

PRÊT-À-PARLER



LUNGISWA GQUNTA HÄNGT STARKE KUNST INS MOCAA

Flaschen, lauter Flaschen! Die Installationen von Lungiswa Gqunta füllen fast einen ganzen Raum im gerade eröffneten Zeitz Museum of Contemporary Art Africa (Zeitz Mocaa) in Kapstadt, dem größten Museum für zeitgenössische afrikanische Kunst. Die Flaschen hängen an Seilen von der Decke herab, auf verschiedenen Höhen, so dass sich im Seriellen keine Langeweile breitmacht.

Lungiswa Gqunta ist 26 Jahre alt. Sie wuchs in einem Township in Port Elizabeth auf und hat in diesem Jahr ihr Master-Studium beendet. Jetzt hängen ihre Werke nur zwei Stockwerke entfernt von denen des berühmten südafrikanischen Künstlers William Kentridge.

Das Zeitz Mocaa markiert einen Wendepunkt für die afrikanische Kunst. Noch nie zuvor hat es ein Museum dieser Art – und dieser Größe – auf dem Kontinent gegeben. Es ist in einem monströsen ehemaligen Getreidesilo am Kapstädter Hafen untergebracht und eines der spektakulärsten Museen der Welt, schon vom Gebäude her auf Augenhöhe mit der Tate Modern in London oder dem Centre Pompidou in Paris.

Die Begeisterung über das Museum erinnert in Kapstadt an die Fußball-Weltmeisterschaft 2010. Selbst der 85 Jahre alte ehemalige Erzbischof und Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu, der sich schon lange aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hat, trat zur Eröffnung Ende September ans Mikrofon. Ein solches Museum, sagte er, zeige auch den Kindern in den Townships, dass sie kreativ sein und als Künstler Erfolg haben könnten. Das hätte auch Madiba, also Nelson Mandela, gefallen, sagte der betagte Nationalheld, auf seinen Stock gestützt, und erhielt dafür brausenden Applaus.

Lungiswa Gqunta, die zu diesen aufstrebenden Künstlern gehört, suchte man bei der fulminanten Eröffnungsfeier vergebens. Sie müsse an ihrem nächsten Projekt arbeiten, sagte sie am Telefon, aber an der Kapstädter Universität könne man sie treffen. Also hin.

Sie wirkt ungemein jung, ist schmal und hat eine markante Kurzhaarfrisur. Mit Äußerlichkeiten sollte man sich bei ihr aber nicht lange aufhalten. Denn Lungiswa Gqunta will die Menschen wachrütteln und mit ihrer Kunst protestieren: gegen die Tatsache, dass schwarze Südafrikaner wie sie häufig immer noch in Townships leben und sich immer noch unterdrückt fühlen müssen.

Sie wurde 1990 geboren, in dem Jahr, in dem Nelson Mandela aus dem Gefängnis entlassen wurde. „Für die meisten Schwarzen hat sich seitdem nichts geändert. Wir



werden permanent mit dieser Ungerechtigkeit konfrontiert, das ist frustrierend, das macht wütend“, sagt sie. Ausgrenzung und Unterdrückung, das sind für sie die großen Themen, wie für viele junge Menschen in Afrika.

Ihre Installation „Divider“ (Trenner) im Mocaa aus 130 Bierflaschen hat mit ihrer Biographie zu tun. Ihre Eltern betrieben eine Township-Kneipe. Von früher Kindheit an erlebte sie mit, wie der Alkohol die Menschen ruinierte – und wie er von der weißen Minderheitsregierung gezielt als Mittel der Unterdrückung eingesetzt wurde. „Erst hat sie den Schwarzen verboten, Bier nach traditioneller Art zu brauen, um dann ihr eigenes, stärkeres Bier lastwagenweise in die Townships zu bringen und die Menschen außer Gefecht zu setzen.“ An unterschiedlich langen Seilen hängen die Flaschen von der Decke. Die Seile, die aus Bettlaken und anderen Haushaltsstoffen gedreht sind, sollen an die Zünder von Benzinbomben der damaligen Anti-Apartheid-Kämpfer erinnern.

Die Installation war Teil ihrer ersten Einzelausstellung. Der Mocaa-Chefkurator entdeckte sie in einer Kapstädter Galerie und war so begeistert, dass er die vollständige Ausstellung im Auftrag von Jochen Zeitz, dem Initiator des Museums, kaufte. Denn die Aussage der südafrikanischen Künstlerin passt in das Konzept des ehe-



Bei der Eröffnung des Mocaa in Kapstadt (oben) war Lungiswa Gqunta nicht dabei, obwohl ihr Kunstwerk „Divider“ (unten) dort ausgestellt ist. Sie hatte noch an der Universität zu tun.

miligen Puma-Chefs, leidenschaftlichen Afrika-Förderers und umtriebigen Sammlers, nicht nur Kunst auszustellen, die Geschichte geschrieben hat, sondern auch ganz junge afrikanische Künstler zu entdecken. „Dieser Kontinent muss endlich seine eigene Kulturgeschichte schreiben können“, sagt Zeitz im Gespräch. Ein solches Programm hat ästhetische Folgen: Viele der ausgestellten Kunstwerke haben eine klare, wichtige, relevante Aussage.

Lungiswa Gqunta sagt, sie habe von einem solchen Triumph ihres Werks kaum zu träumen gewagt. Auch auf der Biennale in Istanbul sind ihre Werke noch bis zum November zu sehen. Es freut sie, dass die Installation nicht in einer Privatsammlung verschwindet, sondern für jedermann sichtbar bleibt, auch für sie selbst und ihre Familie. „Wo sonst schafft man es, seine Werke zu Beginn der Karriere in einem solchen Museum präsentieren zu dürfen?“

Der persönliche Erfolg ist das eine. Aber die Künstlerin hinterfragt den großen Wirbel um das Mocaa auch. „Bei einem europäischen Künstler würde man nicht dauernd betonen, dass es sich um einen Europäer handelt. Warum also bei uns afrikanischen Künstlern? Gelten wir immer noch als exotisch?“ Sie selbst wolle einfach nur als Künstlerin ernstgenommen werden, ob sie nun aus Afrika kommt oder sonstwoher. *Claudia Bröll*

FOTOS: CLAUDIA BRÖLL (WWW.BANX.AFP)

WWW.MARC-O-POLO.COM

Marc O'Polo

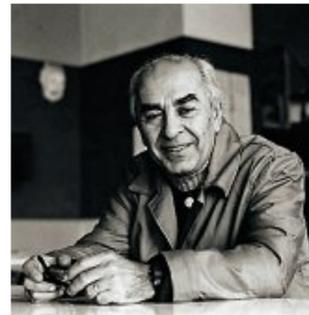
SHOES



FOLLOW YOUR NATURE



© Cattiere Maggiore



Nützliche Kunst: Sadi Ozis (oben) und sein Sohn Neptun haben die frühen Entwürfe des Vaters, die Stühle Fishnet (oben), Burgaz (unten) und Rumi (rechts) gemeinsam überarbeitet.



SADI UND NEPTUN OZIS

Die Nachkriegszeit hat seine frühen Entwürfe geprägt. Da es Sadi Ozis an Materialien mangelte, musste er sich mit dem behelfen, was er in den fünfziger Jahren in der Türkei zur Hand hatte: Wasserleitungen, Fischernetze, Kabelschnüre, Küchensiebe. So entstand zum Beispiel der Stuhl Fishnet. „Ich erinnere mich, wie Freunde zu uns nach Hause kamen, den Stuhl sahen und Angst hatten, darauf zu sitzen“, erzählt Neptun Ozis. Sitz und Rücken des Stuhls waren ursprünglich aus echtem Fischernetz. Der deutsche Hersteller Walter Knoll legte den Entwurf später mit Polstern neu auf. Daran beteiligt war auch Neptun Ozis, der seit seiner Studienzeit mit seinem Vater zusammenarbeitete.

Sadi Ozis, Jahrgang 1923, studierte zunächst Kostümbau in Paris. Nach seiner Rückkehr nach Istanbul begann er als Maler und Bildhauer, aber auch als Designer zu arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Mit seinem Freund Ilhan Koman gründete er 1956 das erste Atelier für Metallmöbel in der Türkei, um fortan „nützliche Kunst“ in Form von Stühlen zu entwickeln. Dazu gehören auch die Stühle Burgaz, im Original aus Stahlrohr und Kabelschnüren, und Rumi, der mit seinen weit geschwungenen Rundungen an einen tanzenden Derwisch erinnern soll. Überhaupt erkennt man bei

Ozis immer den orientalischen Einfluss seiner Heimat.

Neptun Ozis wurde 1970 geboren. Er nennt seinen Vater „meinen Mentor“. Er selbst war Sadi Ozis' Assistent. „Entweder ich habe gezeichnet, und er hat meine Entwürfe überarbeitet. Oder er hat mir seine Entwürfe gegeben, die ich weiterentwickelt habe.“ Der Sohn machte Prototypen, suchte das Material aus oder verfeinerte die Ergonomie. So verbesserten sie gemeinsam die frühen Entwürfe, die Walter Knoll vor kurzem neu auflegte. Sadi Ozis, der über Jahrzehnte Professor an der Kunstakademie in Istanbul war, starb 2012. Sein Sohn hat sich inzwischen einen Namen als Designer von Yachten gemacht. Auch er ist Dozent in Istanbul und Izmir – für Yacht- und Möbeldesign.

WAS DU ERERBT

Zwei Väter, zwei Söhne, vier Designer: Neptun Ozis und Timothy Jacob Jensen bekamen ihr Talent in die Wiege gelegt.

Von Peter-Philipp Schmitt

JACOB UND TIMOTHY JACOB JENSEN

„Mein Vater“, sagt Timothy Jacob Jensen, „war eine Mischung aus Charlie Chaplin und Benito Mussolini.“ Ganz ernst meint er das nicht. Der Sohn will vielmehr damit ausdrücken, dass der Vater charismatisch und kompromisslos zugleich war – Jacob Jensen zählt zu den bedeutenden skandinavischen Gestaltern, die das Nachkriegs-Design geprägt haben.

Schon Jacob Jensens Vater hatte mit Möbeln zu tun. Der Sohn, Jahrgang 1926, ging bei ihm in die Polsterlehre, bevor er 1948 an der Kunsthandwerkerschule in Kopenhagen aufgenommen wurde. Dort gab es erstmals das Fach Industriedesign, das Jacob Jensen als Erster studierte und erfolgreich abschloss. Nach sechs Jahren, in denen der Däne unter anderem für Raymond Loewy in New York arbeitete, eröffnete er sein eigenes Studio in Kopenhagen. 1966 zog er nach Højslev im Norden Jütlands, auch weil er für Bang & Olufsen zu entwerfen begann, das Unternehmen für Unterhaltungselektronik, das dort seinen Sitz hat. Zugleich wurde er unter seinem eigenen Namen zur Marke, besonders mit Jacob-Jensen-Uhren.

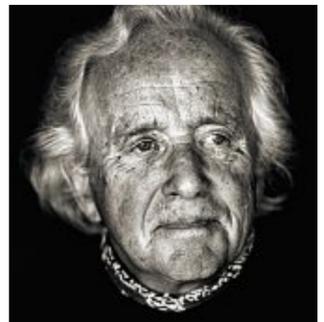
Timothy Jacob Jensen kam 1962 zur Welt. Mit 16 ging auch er bei seinem Vater in die Lehre, bevor er als Designer ein paar Jahre auf Wanderschaft ging. 1990 kaufte er dann seinem Vater das nach ihm be-

nannte Studio ab. „Für mich war es ein skandinavisch geprägtes Familienunternehmen“, sagt Timothy Jacob Jensen. Inzwischen ist Jacob Jensen Design Studios eine international agierende Firma mit Niederlassungen in Bangkok und Schanghai. „Ich sehe es nicht mehr als das Studio meines Vaters. Schließlich führe ich jetzt schon länger die Geschäfte als er.“

Allerdings blieben dem Junior neben dem Namen des Seniors auch etliche alte Kunden erhalten, vor allem Bang & Olufsen und Gaggenau Hausgeräte. Offiziell ging der Gründer des ältesten Design-Studios Skandinaviens erst 2011 in Rente. Vier Jahre später, im Mai 2015, starb Jacob Jensen im Alter von 89 Jahren.



Auch eine Marke: Jacob Jensen (oben rechts) und sein Sohn Timothy sind bekannt für ihre Uhren wie die Strata-Serie (links) oder das Classic-Modell no. 510.



FOTOS PRIVAT (2), WALTER KNOLL (3), JACOB JENSEN DESIGN STUDIOS (4)

HERNO

HERNO

„Dein Dad macht mich glücklich, Ben!“

Ben Stiller und Adam Sandler über ihren neuen Film „The Meyerowitz Stories“, die Rollen ihrer Väter und ihre eigenen Kinder

Interview Christian Aust

Herr Stiller, Herr Sandler, in Ihrem neuen Film arbeiten Sie sich beide als Brüder an Ihrem egoistischen Vater ab, der als Künstler in erster Linie mit der Kunst verheiratet ist. Welche Erfahrungen haben Sie als Kinder mit Ihren Vätern gemacht?

Ben Stiller: Mein Vater ist Schauspieler, und meine Mutter war Schauspielerin, leider ist sie nicht mehr am Leben. Die beiden haben früher als Comedy-Team gearbeitet. Und das heißt, sie waren häufig auf Tour und wegen ihrer Arbeit unterwegs. Meine Schwester und ich konnten oft nicht bei ihnen sein. Aber das war auch eine andere Zeit. Sie konnten uns nicht immer mitnehmen, das ging ja gar nicht. Wir mussten zur Schule, und sie mussten unseren Lebensunterhalt verdienen. Eine Auszeit konnte sich niemand leisten. Sie haben damals diese Entscheidung getroffen. Und als Schauspieler kann ich sie heute verstehen.

Damals nicht?

Ben Stiller: Ich konnte das damals nicht in vollem Umfang verstehen. Heute muss ich selbst immer wieder diese Balance finden. Was erfüllt mich beruflich kreativ, und was macht mich privat glücklich? Wie kann ich meinen Beruf ausüben und trotzdem für meine Familie da sein? Natürlich nehmen sie es mir übel, wenn ich keine Zeit für sie habe. Da muss ich immer wieder eine Lösung finden. Als unsere Kinder zur Welt kamen, hat meine Frau Christine gesagt, sie bleibt erst einmal zu Hause und kümmert sich um die Kinder. Sie ist auch Schauspielerin, wollte dann aber erst einmal nur Mutter sein, weil sie das glücklich gemacht hat. Meine Eltern haben eine andere Entscheidung getroffen. Aber sie waren als Duo erfolgreich und konnten sich diesen Luxus sowieso nicht leisten. Als Kind fand

ich das extrem ungerecht. Meine Eltern waren meine Götter und haben mich ständig verlassen. Da waren auch keine Großeltern, die sich um mich gekümmert haben. Ich war allein.

Sie hatten doch Ihre Schwester.

Ben Stiller: Stimmt. Und wir hatten unsere Haushälterin Hazel, das jamaikanische Kindermädchen, das selbst sieben Kinder hatte. Wenn meine Eltern wieder unterwegs waren, hat sie auf uns verwundete Seelen aufgepasst. Ich sage das heute mit einem Lächeln, aber das waren wir. Zur selben Zeit hatte sie dann keine Zeit für ihre Kinder. Das fanden die auch nicht so witzig. Ich kenne ihre Kinder sehr gut, denn Hazel hat ihr ganzes Leben für uns gearbeitet.

Adam Sandler: Sind sie zu deiner Bar Mitzwa gekommen?

Ben Stiller: Ja, sie waren dabei. Sie waren überall dabei und Teil der Familie. Trotzdem waren wir oft allein. Ich sage immer, wir waren wie wilde Tiere. Damals war das einfach eine Realität und nicht die Gemeinheit unserer Eltern. So lebte man in dieser Zeit. Heute sagt man: Oh Gott, die Kinder nehmen Schaden und sind traumatisiert. Das war früher kein Thema. Es war in Ordnung. Ich würde meine Kindheit in den Siebzigern in New York gegen nichts eintauschen wollen. Ich war ständig mit der U-Bahn nach Downtown unterwegs. Damit käme man heute als Kind gar nicht durch. Das würde dir niemand erlauben. Wir haben andauernd Sachen gemacht, von denen meine Eltern nichts wussten. Und da heute jedes Kind ein Telefon besitzt, können sie ständig kontrollieren, wo du bist.

Wo haben Sie sich in Ihrer Kindheit herumgetrieben, Adam?



In „The Meyerowitz Stories“ spielen Ben Stiller (links) und Adam Sandler zwei ungleiche Halbbrüder. Von ihrem seltsamen Vater kommen in dieser Tragikomödie beide nicht los. Im April erwarb Netflix die Rechte an dem Film, im Mai hatte er Premiere in Cannes, und noch in diesem Jahr will ihn Netflix ins Kino bringen.

Adam Sandler: Bei mir lief das ganz anders. Ich bin mit Vater und Mutter aufgewachsen. Und mein Vater wollte uns Kinder immer um sich herum haben. Leider lebt er nicht mehr. Er ist nicht einmal ohne uns in den Urlaub gefahren. Ich erinnere mich noch, dass Nachbarn manchmal zu ihm sagten: Stan, so geht das nicht. Du musst dir auch mal Zeit für dich nehmen und alleine fahren. Das sah er ganz anders. Selbst wenn wir mit meiner Mutter unsere Großeltern in New York besucht haben, weil er viel arbeiten musste, kam er dann nach der Arbeit zu meinen Großeltern. Er wusste halt gern, was wir machen, wollte auf uns aufpassen. Das war auch irgendwie verrückt.

FOTO: VEBELH

Deswegen fühle ich mich auch immer schuldig, wenn ich wenig Zeit für meine Familie habe. Ich denke dann immer, ich muss es so gut wie mein Dad machen.

Wer kümmert sich jetzt um Ihre Kinder?

Adam Sandler: Die beiden Großmütter. Und sehr wahrscheinlich nehmen meine Kinder gerade unglaublich viele Nahrungsmittel zu sich, in Mengen, die mich nervös machen. Ich bin so oft wie möglich zu Hause und süchtig nach meinen Kindern.

Ben Stiller: Während meine Kinder gerade unbeaufsichtigt in der Bronx unterwegs sind und Heroin konsumieren ... Ich nehme mir jetzt seit ein paar Jahren bewusst mehr

Zeit für meine Kinder. Und das hat unser Verhältnis entscheidend verbessert. Ich habe jetzt eine ganz andere Verbindung zu ihnen. Juli und August sind tabu. Da wird nicht gearbeitet, damit wir als Familie etwas unternehmen können. Meine Tochter ist jetzt 15 Jahre alt und lebt zwar noch in unserem Haus, aber in ihrer eigenen Welt. Mein Sohn ist fast zwölf, zu ihm habe ich noch leichteren Zugang. Trotzdem versuche ich immer noch, etwas mit meiner Tochter zu unternehmen, so oft es geht. Ich weiß, dass sie Musicals mag. Deswegen besorge ich oft Tickets, und wir gehen dann gemeinsam. **Adam Sandler:** Ich kann es nicht ertragen, wenn meine Kinder bei Freunden

übernachten. Ich sitze dann die ganze Zeit da und warte, dass sie nach Hause kommen. **Ben Stiller:** Deine Kinder werden dir gegenüber noch einen Schuldkomplex entwickeln. Du musst ihnen mehr Raum lassen.

Ben, als Sie dann auch Schauspieler werden wollten, welche Dynamik hat das freigesetzt?

Waren Sie und Ihr Vater Konkurrenten?

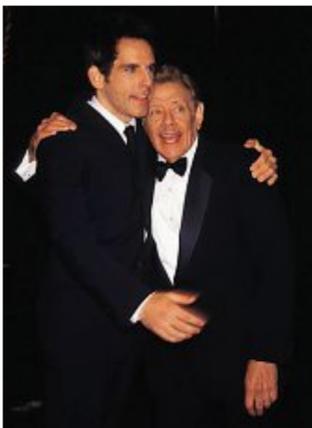
Adam Sandler: Ich muss an dieser Stelle mal kurz sagen, dass Ben es in dieser Beziehung viel schwerer hatte als ich. Denn sein Vater ist einer meiner absoluten Lieblingskomiker. Niemand kann mich so schnell zum Lachen bringen wie er.

Ben Stiller: Er ist schon ziemlich witzig. **Adam Sandler:** Ich lache mich jedes Mal schlapp, wenn er nur auftaucht. Dein Dad macht mich glücklich, Ben.

Wie wollten Sie diesen Mann übertreffen, Ben?

Ben Stiller: Das hat mir zu Beginn gar nicht so zu schaffen gemacht. Ich wollte nur beweisen, dass ich einen Job finden und von der Arbeit leben kann. Es war vollkommen klar, dass man mich nur deswegen kannte, weil meine Eltern einen Namen im Showgeschäft hatten. Ich musste erst einmal lernen, damit umzugehen. Aber das war kein Trauma für mich.

„Dein Dad macht mich glücklich, Ben!“



Ben Stiller mit seinem Vater Jerry im Jahr 2006

Gefühle. Das tut weh. Aber es tut auch gut, sich diesen Dingen zu stellen und sie auf diese Weise rauszulassen.

Ben Stiller: Jeder von uns kennt diese Schmerzen, die wir in uns herumtragen. Nur ist es vielleicht eine Erleichterung, wenn ein Komiker solche Emotionen in einer Komödie verarbeitet. Wir erkennen uns darin wieder und können darüber lachen. In solchen Momenten sind wir dann nicht so allein mit unserem Schmerz.

Adam Sandler: Stimmt.
Ben Stiller: Menschen sind ja nicht eindimensional. Wir sind viele verschiedene Dinge. Ich höre nach diesem Film immer wieder, wie erstaunlich gut ich als Komiker eine ernsthafte Rolle spiele und warum ich das nicht öfter mache. Ich sehe das nicht als Widerspruch. Adam und ich haben beide ernsthafte Rollen gespielt. Es gibt nur nicht so viele Gelegenheiten. Oder du musst so ein Projekt selbst vorantreiben, weil es dir keiner zutraut.

Ist der Witz eine gute Waffe gegen die Grausamkeiten dieses Lebens?

Adam Sandler: Auf jeden Fall.
Ben Stiller: So habe ich das nie gesehen. Ganz ehrlich? Ich war in meiner Kindheit so naiv und behütet, ich habe erst in meinen Vierzigern realisiert, dass die Welt voll von Grausamkeiten ist.



Bei der Premiere in Cannes: Adam Sandler, Regisseur Noah Baumbach, Ben Stiller, Dustin Hoffman und Emma Thompson

Adam Sandler: Das ist komisch.

Ben Stiller: Nein, im Ernst. Da gingen mir plötzlich die Augen auf, und es war mir beinahe peinlich, wie ich vorher so ignorant sein konnte.

Adam Sandler: Hazel hat ganz offensichtlich vergessen, dir diese Lektion beizubringen.

Ben Stiller: Ja, Hazel hat uns geliebt und beschützt.

Sie haben das anders erlebt, Adam?

Adam Sandler: Ich habe mein ganzes Leben lang Komik benutzt, um die Stimmung zu heben und das Drama zu überspielen. Ich habe meinen Vater ganz bestimmt lieber lachend als deprimiert und in düsterer Stimmung gesehen. Ja, es war eine Waffe für mich. Und geht es mir besser, wenn ich mit Ben zum Abendessen gehe und wir vor lauter Lachen keine Luft mehr kriegen? Ganz sicher. Ich fühle mich in der Welt der Komödie einfach besser in diesem Leben.

Ben Stiller: Adam hat als Stand-up-Comedian angefangen. So etwas habe ich nie gemacht und könnte es auch gar nicht. Dazu brauchst du eine bestimmte Art von Selbstbewusstsein, die ich in diesem Alter noch nicht hatte. Ich hatte im metaphorischen Sinne meine Stimme noch nicht gefunden.

Adam Sandler: Dafür kennt Ben sich mit dem Theater und den Klassikern aus. Da weiß er viel mehr als ich. Wenn sich Ben und Emma Thompson unterhalten, verliere ich schnell den Anschluss. Dann habe ich keine Ahnung, worum es geht.

Woher hatten Sie dieses Selbstbewusstsein, Adam?

Adam Sandler: Das war alles nur gespielt. Das war Fake-Selbstbewusstsein. Aber ich hatte irgendwie den nötigen Schwung und die Energie. Wenn ich allerdings heute zurückblicke, war ich einfach zu dumpf und dämlich, die Reaktion des Publikums richtig einzuschätzen. In den ersten Jahren herrschte bei meinen Auftritten absolute Stille im Saal. Und ich wäre nie auf die Idee gekommen, es sei meine Schuld. Für mich war es immer das falsche Publikum. Ich stand da und dachte: Sieh dir diese

Idioten an, sie verstehen die Witze einfach nicht. Ich gebe alles, und das ist ihr Dank? Ich muss ernsthaft verrückt gewesen sein. Ich habe nicht einmal in Erwägung gezogen, dass ich scheitern könnte. Ich war durchgeknallt.

Ben Stiller: Das habe ich mit dir gemeinsam. Aber ich glaube, es war nicht Dummheit, sondern Naivität. Ich wusste es einfach nicht besser und dachte, ich schaffe das schon irgendwann.

Adam Sandler: Das war einfach alles, was ich wollte. Und ich wollte es so sehr.

Ben Stiller: Das ist der Segen der Jugend. Als ich zum ersten Mal Regie geführt habe, dachte ich, ich hätte alles unter Kontrolle und wüsste, wie es geht. Dabei hatte ich keine Ahnung. Ich habe die Kamera irgendwo hingestellt und hatte keinen Plan. Und trotzdem ging mein Traum in Erfüllung.

Adam Sandler: Du sprichst von „Reality Bites – Voll das Leben“? Ist doch trotzdem ein toller Film.

Ben Stiller: Wenn du meinst.

Wann vermissen Sie heute diese Naivität?

Adam Sandler: Andauernd. Die Premiere von „The Meyerowitz Stories“ in Cannes war der beste Abend meiner Karriere. Ich hatte ein absolutes High. Doch selbst in solchen Momenten bin ich nie stabil. Schon auf der Premierenfeier habe ich angefangen, mir Sorgen zu machen. Ist mit meiner Familie alles in Ordnung? Geht meine Karriere jetzt doch den Bach runter? Daran habe ich früher keinen Gedanken verschwendet.

Ben Stiller: Ich versuche mit zunehmendem Alter, mir wieder weniger Gedanken darüber zu machen, was andere Menschen von mir denken. Denn letztlich hat das keinen Einfluss auf mein Leben. Für mich ist das der Schlüssel zum Glück. Und dieser Zustand ist das Gegenteil von dem, was das ganze Showbusiness ausmacht, in dem es doch nur darum geht, was andere von dir denken. Wenn ich zu sehr gemocht werden will, ist das nämlich ein Problem. Ich will die Freude wieder darin finden, Dinge einfach zu tun und dabei nicht so sehr an die Reaktion von Kritikern zu denken.

Nur wer das Offensichtliche nicht akzeptiert,
darf von sich behaupten Pionier zu sein.
piquadro.com/mystartup



Piquadro MyStartup
Funding Program
unterstützt
innovative Ideen.

 PIQUADRO



Söhne und Väter

Auch wenn die Kinder den Eltern ähneln: Jacke wie Hose ist nichts in der Beziehung von Vater und Sohn. Bei unseren Foto-Aufnahmen erkennt man das schon an der persönlichen Kleiderwahl.

*Fotos Gregor Hohenberg
Styling und Text Markus Ebner*

Claus und Anias Peymann

Im Berliner Kulturleben brennt's, dabei hat Claus Peymann gerade am Berliner Ensemble seinen Hut genommen. Auch mit 80 Jahren ist der Regisseur so energiegeladent, dass man sich ihm besser nicht in den Weg stellt – unser Fotograf erfährt es beim Einleuchten. Daher geht Peymann auch nicht in den Ruhestand; in dieser Saison wird er als freier Regisseur in Stuttgart „King Lear“ inszenieren. Beim Shooting im Berliner Ensemble besteht er darauf, seine eigene schwarze Mao-Jacke und Bundfaltenhose zu tragen, maßgeschneidert von „Thomas i Punkt“ in Hamburg. Sein Sohn Anias Peymann, der in der Modebranche arbeitet, trägt einen reich verzierten Männermantel von Alexander McQueen.

Vater-Sohn-Beziehung? CP: Ich bin der Versager. Der Sohn kam zur Welt, als die Ehe zerbrochen ist, und er musste ins Kinderhaus. AP: Sehr freundschaftlich, mit vielen Ratschlägen gespickt. Ich orientiere mich sehr an ihm, obwohl ich mich ohne Vaterfigur entwickelt habe. **Worauf stolz?** CP: Dass ich ihn nicht finanzieren muss wie alle anderen aus der Achtundsechziger-Generation. AP: Er gibt mir Ratschläge fürs Leben. **Peymann-Gen?** AP: Ein Gen haben wir gemeinsam: Egal wo wir sind, Leute fragen uns nach dem Weg, ob in Seoul oder Hongkong. **Erziehung?** CP: Alternativ, aber ein Gefühl für Pflicht und Unabhängigkeit wollte ich ihm vermitteln. Jetzt bin ich immer eifersüchtig auf seine Freundinnen. **Gemeinsamer Urlaub?** CP: Südafrika, Krüger-Nationalpark, weil ich mich alleine vor Leoparden fürchte und weil er so schöne Fotos macht. AP: Bei mir ist es genau so, wir haben zusammen drei Reisen nach Afrika gemacht.

CP: Hose und Jacke Thomas i Punkt; AP: Mantel Alexander McQueen



Franz und Damian von Stauffenberg

Franz Schenk Graf von Stauffenberg trägt einen Namen, dem man nicht entkommen kann. Vielleicht wurde der Großneffe des Hitler-Attentäters daher ein Künstler, der mit einem anderen Künstler zusammenarbeitet – mit Christoph Roth nämlich, als Roth/Stauffenberg. Und nun ist von Stauffenberg auch noch Schnapsbrenner in Jettingen, wo die Adelsfamilie ihre Wurzeln hat. Der Sohn des Dreißigjährigen, Damian von Stauffenberg, ist Abiturient und sieht seine Zukunft in der Wirtschaft. Wir haben die beiden im „Schumanns“ in München fotografiert, wo Stauffenbergs Spirituosen zum Sortiment gehören. Jettingen liegt nur eine Autostunde entfernt.

Wie steht's um die Vater-Sohn-Beziehung? FvS: Heute besser denn je, sehr spannend, aber auch schon teilweise schwierig wegen der Scheidung. Die üblichen bürgerlichen Probleme halt. DvS: Cool, inzwischen gut geworden, macht mir Spaß. **Aufeinander stolz?** FvS: Ja, auf Damians Weg. Er ist selbstsicher geworden und erschöpft sich nicht im Posen. DvS: Aus dem Nichts mal eine Spirituosenfirma aufzumachen und erfolgreich zu führen, das hat mein Vater super gemacht. **Was kann man Kindern mitgeben?** FvS: Als Vater greife ich nur in die Erziehung ein, um meinem Sohn Sicherheit zu geben. **Gemeinsamer Urlaub?** FvS: Eine Woche Südfrankreich mit dem Auto, Gespräche und zusammen abhängen. DvS: Coole Party irgendwo, ordentlich bechern, was Cooles machen.

FvS: Jacke AMI Paris, T-Shirt Berluti, Hose Paul Smith; DvS: Bomberjacke, Hemd, Hose Dolce & Gabbana, Schuhe Santoni, Uhr Audemars Piguet

Söhne und Väter

Mohsen und Boris Bidjan Saberi

Boris Bidjan Saberi ist eine der wenigen Erfolgsgeschichten der deutschen Mode, obwohl ihn in der Heimat kaum jemand kennt. Er wurde in Bayern geboren und war mal Manager eines Clubs, weil er gut mit Leuten umgehen kann. Von Barcelona aus hat er ein erfolgreiches Unternehmen aufgebaut, das fast 15 Millionen Euro Umsatz macht. Er entwirft anspruchsvolle Designs, aus guten Stoffen, mit raffinierten Schnitten. Kunden hat er auf der ganzen Welt. In Barcelona unterhält Saberi auch einen Laden, in dem man neue und alte Kollektionen kaufen kann. Unser Shooting findet nur wenige Tage vor seiner Pariser Männermodenschau in Barcelona statt. Aber er macht mit und fliegt seinen Vater Mohsen, der aus Iran stammt und schon lange in Deutschland lebt, aus Berlin ein. Es ist ein besonderer Moment.

Gemeinsame Beziehung? MS: Wir sind Freunde. BS: Er hat mich immer ermuntert, keine Limits zu kennen. **Stolz?** BS: Er ist mit 16 Jahren aus Iran geflohen, weil er sich nicht verstanden gefühlt hat. Er hat Power und kämpft, für was er steht. **Erziehung?** BS: Er denkt fast nicht, er fühlt. MS: Ich wollte zu seinem Unbewussten eine Beziehung aufbauen. **Gemeinsamer Urlaub?** BS: Egal wo, nur mit ihm alleine und Zeit verbringen. MS: Überall, wo Meer oder Seen sind.

MS und BS: T-Shirts und Hosen Boris Bidjan Saberi



Jonathan, Meinhard und Julian von Gerkan

Er ist wieder in aller Munde. Die meisten Berliner haben beim Volksentscheid am 24. September bekundet, dass man den Flughafen Tegel erhalten soll. Meinhard von Gerkan, der den Flughafen vor 40 Jahren geplant hat, freut sich über die Anerkennung für den genialen Bau mit den kurzen Wegen. Der Hamburger Architekt hat in Berlin auch den Hauptbahnhof entworfen. In Asien hat der vermutlich wichtigste deutsche Baukünstler ebenfalls viel gebaut, unter anderem das größte Museum der Welt in Peking. Der Zweiundachtzigjährige macht mit seinen Söhnen Jonathan (links) und Julian begeistert mit beim Shooting in seinem Hamburger Architektursalon. Kurz nach Mitternacht köpft Prof. Dr. h.c. mult. Dipl.-Ing. Meinhard von Gerkan ein paar Flaschen Champagner fürs Team.

Worauf stolz? MVG: Dass sie alle ausgeprägte Individuen sind. Jeder ist auf seine Weise, keiner ist dressiert. JULIAN: Er sorgt für den Familienzusammenhalt, als totaler Harmoniemensch. JONATHAN: Papa ist vielschichtig, und er schafft die Balance zwischen Arbeit und Privatleben. **Was fehlt?** MVG: Bedauere, noch nicht vererbt und das Büro übergeben zu haben. **Gemeinsamer Urlaub?** MVG: Immer im Haus auf Mallorca oder in einem Resort auf einer Insel im Langkawi-Archipel in Malaysia. JULIAN: Natur und die Wüste von Namibia. JONATHAN: Singapur, auch wenn Papa sich aufregen würde über die Stadt, weil es nur um Konsum geht.

MvG: Jacke Issey Miyake, Hose Giorgio Armani; Jonathan (links): Jacke Y-3, Boots Ann Demeulemeester; Julian: Jacke Ermenegildo Zegna, Rollkragenpullover Ermenegildo Zegna Couture, Hose Emporio Armani



Söhne und Väter



Marcus und Herbert Kurz

Mode und Berlin, das ist schon lange ein kontroverses Thema. Denn die Berlin Fashion Week ist leider nie zu dem geworden, was sich viele erhofft hatten. Immerhin sind die Messen wie Premium und Panorama ein Erfolg. Aber gibt es nach dem Ausstieg des Veranstalters IMG überhaupt noch Hoffnung für die eigentliche Modewoche? Zumindest ein Hoffnungsschimmer ist zu erkennen, denn das German Fashion Council um Christiane Arp und Marcus Kurz baut die Szene mit dem richtigen Geschmack und gutem Organisationstalent auf. Die „Vogue“-Chefredakteurin und der Besitzer der Produktionsagentur Nowadays für Modeaufnahmen, Schauen und Messen haben sich gesucht und gefunden. Ihre Präsentationen junger Labels fokussieren sich aufs Wesentliche. Hier geht es um gutes Modedesign aus Deutschland, nicht um falschen Glamour. Marcus Kurz, 43 Jahre alt, lebt am Wannensee. Er hat seinen Vater aus Lippstadt eingeladen, um bei unserem Shooting mitzumachen. Her-

bert Kurz, 72 Jahre alt, war jahrelang Leiter des zentralen Baubüros bei Hella, dem Lichttechnik- und Elektronik-Hersteller.

Vater-Sohn-Beziehung? MK: Sehr ehrlicher Umgang miteinander. HK: Er war immer aufs Moderne ausgerichtet, er wusste genau, was er wollte, und ist nach Berlin gegangen zum Studieren. **Worauf stolz?** MK: Seine Demut. Den Respekt, die Dankbarkeit und Ehrlichkeit. Wie zurückhaltend er ist mit dem, was er geleistet hat. HK: Er hat viele Visionen. Ich bin stolz darauf, dass er seinen Weg gegangen ist. **Gemeinsamer Urlaub?** MK: Italien, Amalfi-Küste oder Capri. Italien ist bei den Eltern zu kurz gekommen. Bei gutem Wein ehrliche gute Gespräche. HK: Island.

MK: Sweater Ports 1961, Pullover Versace, Hose AMI Paris, Uhr Oyster Perpetual Air-King von Rolex; HK: Mantel Wooyoungmi, Hemd Bottega Veneta, Schal Hermès

Söhne und Väter

Auch erhältlich in:

Hamburg / clic Inneneinrichtungen GmbH im stillwerk Große Elbstraße 68 22767 Hamburg T+49 40 4689689-0	Düsseldorf / Licht im Raum GmbH Graf-Adolf-Str. 49 40210 Düsseldorf T+49 211 9940017	Mannheim / Seyfarth Einrichtungen Augustaanlage 21-23 68165 Mannheim T+49 621 4609755	München / Böhmler Objekteinrichtungen GmbH Im Tal 11 80331 München T+49 89 85632949	Frankfurt / PURPUR GmbH Interior Concepts Neue Mainzer Strasse 1 60311 Frankfurt T+49 69 96 21 940	Ludwigsburg / Sommer Einrichtungen KG Alleenstrasse 5 71638 Ludwigsburg T+49 7141 96060
---	--	---	--	---	--

LASVIT

Die Neverending Glory Leuchtenkollektion. Inspiriert von den Silhouetten historischer Kronleuchter aus fünf der größten Theater der Welt. Mundgeblasenes Glas am Rande der Möglichkeiten. Entworfen von Jan Plechac und Henry Wielgus.

lasvit.com



Wolf und David Hoffmann

Aus der amerikanischen Magazinbranche kommen viele Schreckensmeldungen, wie der Rückzug von Graydon Carter bei „Vanity Fair“ nach 25 Jahren oder der Rücktritt von Robbie Myers bei der „Elle“ nach 17 Jahren. Auch deutsche Modemagazine leiden, der Verkauf lahm, und die Verleger verzweifeln. Wolf Hoffmann, der sich für seinen Ruhestand Berlin ausgesucht hat, kannte bessere Zeiten. Der Vierundsiebzigjährige führte mehr als zehn Jahre lang den deutschen Ableger des Condé-Nast-Verlags. Dann machte er aus der „Madame“ einen Top-Titel. Im richtigen Moment stieg er aus. Nun arbeitet er nur noch als Berater, unter anderem für die Zeitschrift „Achtung“. Also hat er mehr Zeit für seine drei Söhne. Wir haben ihn zusammen mit dem Jüngsten fotografiert: David ist 25 Jahre alt.

Vater-Sohn-Beziehung? WH: Sehr freundlich, höflich. Er ist wohlgezogen und macht einen guten Job. DH: Ich bewundere ihn. **Worauf stolz?** WH: Dass er sein berufliches Schicksal gut in die eigenen Hände nimmt. DH: Respekt vor dem, was er alles schon gemacht hat. **Was kann David noch lernen?** WH: Dass er konsequent seinen eigenen Weg geht. **Gemeinsamer Urlaub?** WH: Gardasee und ein oder zwei Mal nach Mailand. DH: An den Gardasee ins Fasano, das Hotel meiner Jugend.

WH: Mantel, Hemd, Krawatte Canali, Hose Ermenegildo Zegna, Gürtel, Schuhe Hermès;
DH: Hemd in Regenmanteloptik Dsquared2,
Hemd Yohji Yamamoto, Jeans Diesel Black Gold,
Uhr Apple Watch Series 2 Nike+

Söhne
und
Väter



Fotograf: Gregor Hohenberg
 Styling: Markus Ebner
 Text: Markus Ebner
 Haare und Make-up: Berlin und Hamburg: Katja Maassen (Liganord); München: Sabrina Feuschl
 Uhrenausswahl: Evelyn Tye
 Produktionsassistentin: Jana-Christina Pape
 Stylingassistentin: Emanuela Potorti, Antonia Faltermaier, Marvin Xin Ku
 Fotoassistentin: Alexandra Meister

Hermann und Helmut Geier

Als DJ Hell ist er weltbekannt, unter anderem weil er mit Bryan Ferry und P. Diddy zusammenarbeitete. Helmut Geier ist aber auch einer der letzten Münchner Männer, denen man nachsagt, ein Stenz zu sein, der also der melancholisch gentlemanhaften Helmut-Dietl-Lebensführung anhängt, die in Schwabing geboren wurde. Gerade ist er 56 Jahre alt geworden, und gerade hat er sein neues Album „Zukunftsmusik“ mit wegweisender Elektromusik herausgebracht, das ihn als Kraftwerk-Erben ausweist. In seinen Heimatort Altenmarkt an der Alz im tiefsten Bayern kommt er frisch von einem Auftritt. Mit seinem Vater Hermann Lorenz Geier, einem pensionierten Karosseriebauer der Firma Linde, lässt er sich im Wohnmobil der Familie fotografieren. Zwischen dem Siebenundsiebzigjährigen und seinem Sohn war jahrelang Funkstille. Durch uns kam es zum versöhnlichen Austausch: Die beiden haben mehr gemeinsam als gedacht.

Vater-Sohn-Beziehung? HERG: Bisschen schwierig, weil er so weit weg ist. Er ist als junger Geier aus dem Nest geflogen, um sein Leben zu machen. HELG: Jeder lebt sein Leben. **Worauf stolz?** HERG: Dass er geschafft hat, was er sich vorgenommen hat. Der Wettbewerb schläft nicht in der Musikwelt. HELG: Dass er uns als Kindern paradiesische Rahmenbedingungen ermöglicht hat an der frischen Luft. **Geier-Gen?** HERG: Ordentliches Mitglied der Gesellschaft sein. Habe mich in Berufen etabliert, die ich nicht gelernt habe. HELG: Zielstrebig sein, Durchhaltevermögen, der Beste sein. **Gemeinsamer Urlaub?** HERG: Kroatien, Tennis spielen, zusammen essen gehen. HELG: Rio de Janeiro. Brasilien würde ich ihm gern zeigen.

HERG: Hemd und Hose Dries Van Noten, Uhr Tag Heuer Autavia Calibre Heuer 02;
 HELG: Hemd und Hose AMI Paris.



Trystan und Conrad Pütter

In der Schauspielerei fallen manche Talente vom Himmel. Andere arbeiten sich auf der Erde von der Theaterbühne ins Fernsehen und dann ins Kino. Trystan Pütter ist so einer. Im Erfolgsfilm „Toni Erdmann“ war er einer der Hauptdarsteller, wie aus dem Nichts, aber doch souverän. Wenn man jahrelang zum Ensemble an der Volksbühne gehört, dann ist man (oder war man bisher) ohnehin ein Top-Schauspieler. Für unsere Aufnahmen stellten sich Vater und Sohn also vor die Volksbühne, die Geburtsstätte des Erfolgs. Pütters Vater Conrad ist auch im Bewegtbild-Business tätig: Der Siebzigjährige ist Fernsehjournalist beim Hessischen Rundfunk.

Beziehung? CP: Ich habe Glück gehabt mit ihm. TP: Sehen uns drei Mal im Jahr, das genieße ich jedes Mal sehr, und einmal im Monat wird telefoniert. **Worauf stolz?** CP: Als er auf der Schauspielschule „Woyzeck“ gespielt hat, wollte ich auf die Bühne, um ihn zu retten; er hat sich durchgesetzt, darauf bin ich stolz. TP: Ich bin stolz, dass wir zueinander gefunden und Krisen gemeistert haben. **Wie hat dich dein Vater geprägt?** TP: Durch Abwesenheit, weil ich bei meiner Mutter aufgewachsen bin. Reisen mit ihm haben meinen Horizont erweitert. **Gemeinsamer Urlaub?** CP: Eine Woche Frankreich mit Auto am Wasser. TP: Ach, ich fliege nächste Woche nach Frankreich!

TP: Anzug MSGM, T-Shirt Berluti, Sneaker Ermenegildo Zegna Couture; CP: Pullover Brunello Cucinelli, Schuhe Haider Ackermann, Uhr Slimline Manufacture Perpetual Calendar Frédérique Constant

Söhne
und
Väter

WO BIST DU

Vor 40 Jahren wurde Martin Schünke durch eine anonyme Samenspende in Frankfurt gezeugt. Erfahren hat er das erst viel später. Nun sucht er seinen leiblichen Vater. Oder ist es schon zu spät?

Von Katrin Hummel
Foto Wolfgang Eilmes

Es ist der Sommer vergangenen Jahres. Martin Schünke sitzt nach der Arbeit in seinem Wohnzimmer auf der Couch, den Laptop auf den Knien, und gibt die Worte „Vladimir Delavre“ in das Suchfenster von Google ein. 5200 Treffer. Die wichtigsten Informationen: Delavre ist 2007 gestorben, er war Gynäkologe, spirituell orientiert, und hat sich viel mit Fotografie beschäftigt. Schünke findet auch Fotos. Delavre war dunkelhaarig. Auf Bildern, auf denen er lächelt, sieht er aus wie ein Frosch.

Martin Schünke ist 40 Jahre alt. Er lebt seit einigen Jahren in Bulgarien, hat keine Familie, aber eine Freundin, und arbeitet als Teamleiter in einer Firma für pharmazeutische Forschung in Sofia. Geboren wurde er in Frankfurt, seine Mutter lebt immer noch dort. Schünke ist dunkelhaarig, er interessiert sich für Spiritualität und Fotografie. Und wenn er lächelt, sieht er aus wie ein Frosch.

Von Vladimir Delavre hört er das erste Mal, als er 18 Jahre alt ist – wenn auch nur indirekt. Damals schreibt er seinem Vater, der die Familie verlassen hatte, als Schünke zwei Jahre alt war, einen Brief. „Ich wollte wissen: Wer ist dieser Mann? Lebt er noch? Und was hat er all die Jahre gemacht?“ Er hat einige Bilder von sich als Baby, auf denen der Vater ihn liebevoll an sich drückt. Daran hat er sich immer festgehalten. Nun, als Erwachsener, fehlt ihm der Vater. Er will seine Wurzeln finden, also auch die Leere füllen, die das Verschwinden des Vaters hinterlassen hat. Tatsächlich antwortet der Vater auf den Brief. Er schreibt: Schön, von dir zu hören, aber ich bin gar nicht dein Vater.

„Ich habe mich gefühlt, als täte sich unter mir der Boden auf“, sagt Schünke heute, 22 Jahre später. Der Mann, den er ganz selbstverständlich für seinen Vater gehalten hat, erklärt ihm, dass er durch eine Samenspende gezeugt worden sei. Er selbst sei zeugungsunfähig, weil er als Junge Mumps gehabt habe. Also habe er sich mit Schünkes Mutter für eine Samenspende entschieden. Nach der Geburt habe er sich als Vater in die Geburtsurkunde eintragen lassen. Das sei kein Problem gewesen, schließlich seien sie verheiratet gewesen. Die Ehe ging nach zwei Jahren in die Brüche. Und er habe keinen Kontakt mehr zu seinem Sohn gehalten, weil er eben nicht sein leiblicher Sohn sei.

Für Martin Schünke war das ein Schock. Er war „unglaublich enttäuscht“ von seiner Mutter. „Alles, was ich mein Leben lang geglaubt hatte, stimmte nicht.“ Er habe sich orientierungslos gefühlt, mutterseelenallein, zum ersten Mal in seinem Leben. Er war so fassungslos, er fragte sich sogar, ob seine Gefühle angemessen waren. Übertrieb er? War das alles gar nicht so schlimm?

Seine Mutter, von ihm zur Rede gestellt, stammelte unter Tränen: „Warum hätte ich es dir sagen sollen? Du bist gesunder, wir sind eine Familie. Ich wusste nicht, wie und wann.“ Martin Schünke ging auf Dis-

tanz zu ihr. Sogar ihrer Pfarrerin hatte sie erzählt, dass er ein Spenderkind sei – nicht aber ihm selbst. „Das war ein extrem beschissenes Gefühl, weil sie jemand anderem mehr vertraut hat als mir.“

Nach etwa fünf Jahren näherte er sich ihr wieder an. „Sie weiß, dass sie einen Fehler gemacht hat, aber das war eine andere Generation“, sagt er heute. Das Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung, seit 1989 ein Persönlichkeitsrecht, gab es 1976 noch nicht. Und so ging Schünke im Alter von 23 Jahren zur Tagesordnung über. Er versuchte, sein Wissen zu verdrängen und sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren. Hatte er nicht einen Adoptivvater, den zweiten Mann seiner Mutter, der ihn großgezogen hatte? Hatte er nicht einen väterlichen Freund, den er im Zivildienst kennengelernt hatte und mit dem er sich so innig verbunden fühlte, dass ihm fast das Herz überging, wenn er ihn traf? Gene, sagte sich Schünke zur Selbstvergewisserung, sind wie Sand in einem Sandkasten. Entscheidend ist nicht, was das für ein Sand ist, ob der nass oder trocken ist, fein oder grob. Sondern das, was du daraus machst: „Eine Burg? Oder doch lieber eine Kugel? Du kannst es dir aussuchen.“

Die Debatte um *nature versus nurture*, also den Einfluss der Abstammung gegenüber der Erziehung, entscheidet Martin Schünke mit 23 Jahren für sich: Die Sozialisation ist wichtiger als die Gene.

Und dann beginnt er doch mit der Suche nach dem biologischen Vater. 2016 ist er 39 Jahre alt. Und seine neue Freundin, sagt er, „ist so ein Jetzt-gleich-machen-Typ“. Sie schickt ihm einen Link zu einer Reise-Website, auf der es ein Gewinnspiel gibt. Man kann dort einen Gentest hochladen und herausfinden, woher die eigenen Vorfahren kommen. Der Gewinner kann eine Reise zu all seinen Herkunftsorten gewinnen. „Auf der Website war auch ein Video, das war gut gemacht. Da waren schöne junge Menschen, die aufgeregt ihren Gentest öffneten und dann herausfanden, dass sie zum Beispiel Vorfahren in der Mongolei hatten, obwohl sie sich immer für Amerikaner gehalten hatten.“

Er beschließt, ebenfalls einen Gentest zu machen, die Ergebnisse aber nicht auf der Reise-Website hochzuladen, sondern auf der Website familytree.com, die bei der Suche nach den eigenen Vorfahren hilft.

Und er fragt seine Mutter nach Einzelheiten der Zeugung. Martin Schünke ist nun sehr neugierig. Er will sich nicht länger dem unausgesprochenen Wunsch der Mutter beugen, nicht nach seinem leiblichen Vater zu suchen. Was die Mutter ihm noch über seine Zeugung sagen kann, ist allerdings nicht viel: Der Arzt, der ihr die Samenspende damals in seiner Praxis an der Frankfurter Zeppelinallee einsetzte, hieß Vladimir Delavre. Wer der Spender war, weiß die Mutter nicht.

Martin Schünke sucht also nach Vladimir Delavre und nach Schicksalsgenossen. So findet er die Website spenderkinder.de, auf der sich Menschen zusammenschließen, die ihren Samenspender oder Halbgewes-

ter suchen. Und tatsächlich: Er findet heraus, dass es zum Zeitpunkt seiner Zeugung, 1976, nur drei Kliniken in Deutschland gab, die offiziell künstliche Befruchtungen vornahm. Samen einfrieren konnte man noch nicht. Daraus schließt er, dass der Samen in der Praxis von Vladimir Delavre frisch gespendet und seiner Mutter direkt eingeführt worden sein muss. „Delavre muss den Spender gekannt haben“, sagt Schünke. „Wenn er es nicht vielleicht sogar selbst war.“

Er schreibt der Witwe des im Jahr 2007 gestorbenen Arztes einen Brief. „Es ist unglaublich schwierig, innere Ruhe zu finden, wenn man 50 Prozent von dem, was einen ausmacht, nicht kennt“, schreibt er. „Die Ungewissheit ist eine große Belastung. Für mich ist die Suche nach meinem biologischen Vater eine Suche nach meiner Heimat – der Heimat in mir selbst. Mir geht es nicht um rechtliche Ansprüche, ich möchte nicht in das Privatleben des Spenders, ohne dessen Mut und Hilfsbereitschaft ich nicht geboren worden wäre, eindringen und Unruhe stiften. Ich möchte nur ein Kapitel abschließen und meine biologische Heimat finden.“

Die Witwe antwortet ihm, gibt aber vor, nichts zu wissen. Er weiß nicht, ob er ihr das glauben soll. „Vielleicht würde ich an ihrer Stelle auch sagen, dass ich nichts weiß. Es war ja lange ein Tabu-Thema.“

Der nächste Schritt: eine Familienaufstellung. Dabei stehen die Teilnehmer stellvertretend für Familienmitglieder in einem Raum. So sollen Muster in einem Familiensystem deutlich werden. In seiner Aufstellung stehen seine „vier Väter“, also vier Teilnehmer, hintereinander vor ihm. „In meinem Herzen weiß ich, dass es dich gibt“, sagt der Samenspender, der erste in der Reihe. „Das hat mich sofort weggehauen“, erinnert sich Schünke. „Mir sind die Tränen gekommen.“ Dahinter der Mann, den er bis zu seinem 18. Lebensjahr für seinen Vater gehalten hat. Zu ihm sagt Schünke: „Danke für deinen Mut.“ Dahinter sein Adoptivvater, der Mann, den seine Mutter nach dem Verschwinden ihres ersten Manns geheiratet hat, der also von seinem zweiten Lebensjahr an sein sozialer Vater war. Ihm dankt Schünke dafür, dass er ihn großgezogen hat, obwohl er ihm heute nicht mehr so nah ist wie früher. Und dahinter noch der väterliche Freund, den Schünke während seines Zivildienstes im Seniorenheim kennengelernt hat und zu dem er bis zu dessen Tod vor einigen Jahren eine enge Beziehung hatte. „Wir haben uns sehr innig in den Arm genommen und gar nichts gesagt“, erzählt Schünke. Das alles hieß für ihn: „Im Prinzip habe ich vier Väter, aber keiner ist für mich da.“

Bei der Familienaufstellung geschieht dennoch etwas Bedeutendes. Schünkes Wut auf den Vater aus seinen ersten beiden Lebensjahren, der einfach abgetaucht ist, schlägt um in Dankbarkeit: Ohne seinen Mut, das Kind eines Samenspenders großzuziehen, wäre er nie geboren worden. Auch seinem biologischen Vater ist er nun

dankbar, weil der den Mut hatte, ihn zu zeugen, auch wenn er sich nie zu erkennen gegeben hat. Und er ist dankbar, dass seine Mutter bereit war, das Sperma dieses Manns, den sie wahrscheinlich gar nicht kannte, in sich aufzunehmen. „Ich hadere nicht. Ich bin froh, dass es mich gibt.“

Und doch sind da diese Momente, in denen Dankbarkeit nicht hilft. Dann überfällt ihn die Trauer wie eine schwarze Hand, die ihn von hinten packt und würgt. Der Schmerz ist dann so intensiv, dass er nicht mehr aufhören kann zu weinen, dass er schluchzend zusammensinkt und sich fühlt, als sei er ganz allein auf der Welt. In solchen Momenten fragt er sich: Gibt es Schlimmeres, als nicht zu wissen, woher man zur Hälfte stammt? Etwas Schlimmeres, als diese Wunde zu spüren, die tief klafft und nur verschlossen werden könnte, wenn der biologische Vater sich zu ihm bekennen würde?

„Die Sehnsucht nach Anerkennung und Bestätigung durch meinen echten Vater wird dann geradezu übermächtig“, sagt Schünke. „Die Sehnsucht, von ihm gesagt zu bekommen, dass alles gut ist, dass ich alles richtig mache und dass er stolz auf mich ist.“ Auslöser sind oft Songs oder Filmszenen, in denen es um die Liebe

zwischen Vater und Kind geht. Zum Beispiel heißt es in dem Song „For The Widows In Paradise, For The Fatherless In Ypsilanti“ von Sufjan Stevens: „If you have a father / or if you haven't one“. Schünke kann dieses Lied nicht hören, ohne zu weinen. Und in „Father, Son“ von Peter Gabriel heißt es: „Got my dad by my side / With me“. Wenn er das hört, wird der Gedanke, dass er seinen Vater womöglich niemals kennen wird, fast unerträglich.

Nach einigen Wochen bekommt er von familytree.org das Ergebnis des Abgleichs mit den Gentests anderer Mitglieder. Zu seiner Überraschung stellt sich heraus, dass er zur Hälfte jüdischer Abstammung ist. Auch Delavre war Jude, seine Familie stammt aus Osteuropa.

Ist es nicht sonderbar, dass er selbst schon vor einigen Jahren nach Bulgarien ausgewandert ist und nun in Sofia eine neue Heimat gefunden hat? Warum hat er das gemacht? Er glaubt, nun die Antwort zu kennen: „Wenn ich meine Wurzeln nicht finden kann, gehe ich eben dahin, wo meine Wurzeln sind. 47 Prozent von mir stammen aus dieser Gegend, der jüdischen Diaspora.“

Schünke kann sich inzwischen vorstellen, dass Delavre sein Vater ist. Aber natür-

lich ist ihm auch klar, dass das Wunschenken sein kann. Dass auch ein anderer Mann zum Beispiel aus der jüdischen Gemeinde in Frankfurt sein leiblicher Vater sein könnte.

Deswegen überlegt er, eine Anzeige in Zeitungen zu schalten, um den Spender ausfindig zu machen, auch um eventuelle Geschwister zu finden. Er hat auch überlegt, einen Brief an die jüdische Gemeinde in Frankfurt zu schreiben und ein Bild von sich mitzuschicken: „Hat jemand 1976 Samen gespendet und sieht mir ähnlich? Erkennt mich jemand wieder?“ Mit anderen Worten: Vater, wo bist du?

Und noch eine kleine Hoffnung hat er. Delavre arbeitete nach der Schließung seiner Praxis in einer anderen Praxis mit, die es noch gibt. Angerufen hat Schünke dort noch nicht, dafür sei die Zeit noch nicht reif. Und was, wenn sein Vater noch lebte? Wenn er ihn fände? „Ich weiß gar nicht, was ich von dem Mann wollte“, sagt er zögernd. „Es wäre okay, ihn mal zu treffen, mir seine Lebensgeschichte anzuhören, nach Krankheiten in der Familie zu fragen und zu erfahren, warum er vor 40 Jahren Samen gespendet hat.“ Er würde einfach seine Fragen stellen. „Und dann mein Leben weiterleben.“



In Frankfurt: Martin Schünke sucht seine Wurzeln in der Stadt, in der er gezeugt wurde.



Das Leben fand auch für den jungen Andreas Gursky im Studio statt. Im linken Bild schaut er bei der Vorbereitung von Werbeaufnahmen zu – und wird so selbst zu einem Werbemotiv.



Alle Techniken, die mein Vater anwendete, habe ich mir zu eigen gemacht. Da es keine richtige Spezialisierung in der Ausrichtung des Studios meines Vaters gab, wurde oft groß umgebaut. Sehr beeindruckend fand ich immer das Fotografieren von Bier, wobei es mein Vater wohl zu einer Meisterschaft gebracht hatte. Mit Hilfe von Glycerin erreichte er, dass ein herrlich gezapftes Pils den Temperaturen des heißen Lichts trotzte und über einen längeren Zeitraum frisch aussah. Es wurde zwar geblitzt, aber zur Kontrolle der Lichtführung war das warme Einstelllicht unersetzbar. Leider habe ich keine dieser Aufnahmen mehr, aber die hier gezeigte Weinbrand-Werbung lässt auch ganz gut die Schwierigkeiten bei der fotografischen Umsetzung erahnen. Die Aufbauten solcher Stillleben waren sehr aufwendig und erforderten viel Geduld. Bei der Belichtung eines 8 x 10 Diapositivs musste alles auf den Moment hin stimmen, da ja im Nachhinein nichts mehr verändert werden konnte. Die Betrachtung eines perfekt belichteten Großbilddias mit dem endgültigen Ausschnitt auf dem Leuchttisch war dann der absolute Hochgenuss. Später habe ich meinem Vater häufig meine neuen Bilder gezeigt und ihn nach seiner Meinung gefragt. Wir haben uns weiterhin ausgetauscht. Dafür bin ich ihm dankbar.

Willy Gursky – hier im Jahr 2010 mit seinem Sohn Andreas – wurde 1921 als Sohn eines Fotografen geboren. Er studierte an der Akademie für Graphische Künste in Leipzig und an der Bayerischen Staatslehranstalt für Lichtbildwesen in München. Nach Krieg und Gefangenschaft machte er sich 1949 in Leipzig als Fotograf selbständig. 1955 floh er mit Familie in den Westen. In Düsseldorf wurde er zu einem gefragten Porträt- und Werbe-fotografen. Willy Gursky starb am 18. Dezember 2016, kurz nach seinem 95. Geburtstag.



FOTO BURKHARD MAULS

„Alle Techniken, die er anwendete, habe ich mir zu eigen gemacht“

Andreas Gursky über die Prägung durch seinen Vater, die Schwierigkeiten beim Fotografieren von Bier und seine frühere Gleichgültigkeit gegenüber dem Beruf. Fotos Willy Gursky

Mein Vater und seine Profession haben mich stark geprägt. Bis zu meinem zehnten Lebensjahr verbrachte ich meine Kindheit im Studio, weil schlichtweg kein Wohnzimmer geschweige denn Privatheit existierte. Ich erinnere mich noch genau, wie ich gelegentlich nachts geweckt wurde und für Aufnahmen posieren musste. Auf diesem Foto studiere ich, auf dem Boden liegend, die Arbeitsweise meines Vaters und seiner Angestellten. Man könnte meinen, ich sei sehr interessiert an der Welt der Fotografie, aber es ist ja nun

mal inszeniert und kein authentisches Abbild der wirklichen Situation. Meine heutige Affinität zur Fotografie steht also paradoxerweise im krassen Gegensatz zu einer eher gleichgültigen Haltung in meiner Kindheit und einer zunehmend ablehnenden Haltung in meiner Jugend. Alles in allem begleitete mich wohl ein ambivalentes Gefühl in der Wahrnehmung von Fotografie. Erst als ich sie mit eigenen Inhalten besetzen konnte, entwickelte ich eine Leidenschaft, die auch mein Vater sein ganzes Leben lang begleitete.

Hans Magnus Enzensberger

Erinnerungen an meinen Vater

Ein vielseitiger Mann

Werktags ging der Vater ins Büro, das gleich neben dem Hauptbahnhof in einem Postgebäude lag. Nur dass er dort nichts mit Postboten und Briefmarken zu tun hatte, sondern mit dem Telephon. M. besuchte ihn einmal, um herauszufinden, was er dort eigentlich trieb. „Für reibungslose und prompte Verbindungen zu sorgen“, so erklärte er seine Aufgabe. „Das ist gar nicht so schwer. Eigentlich langweilig. Immer dasselbe. Aber telefonieren wollen sie alle.“ Was Ausdrücke wie Feldstärkemessung, Hebedrehwähler und Kabelverzweiger bedeuteten, wollte M. so genau nicht wissen.

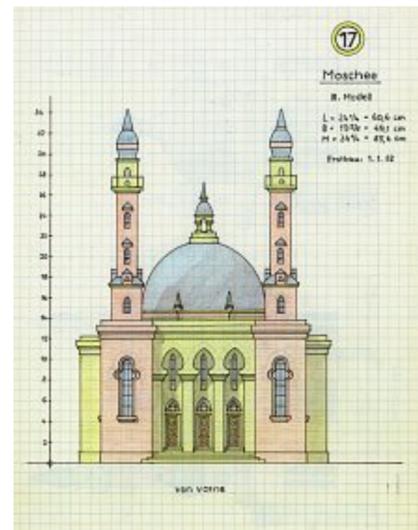
Sein Vater wäre lieber zur Bahn gegangen. Zu Hause blätterte er gerne in dicken Kursbüchern. Dort war verzeichnet, wie man am besten nach Tanger oder Wladiwostok kam. Sogar Zahnradbahnen, Fähren und Schiffsverbindungen waren angegeben. Einmal zeigte er M., wie man auf großen Bogen graphische Fahrpläne optimieren kann, um bessere Anschlüsse zu erreichen. Er hatte nur keine Lust, bei der Verwaltung der Reichsbahn zu antichambrieren, und so blieben seine Vorschläge in der Schublade liegen.

Mit seiner Beamtentätigkeit, die er mit einer Art von Ironie, wie mit der linken Hand, erledigte, war er unterfordert. Leise vor sich hin summend saß der Vater abends am Schreibtisch, wo er nicht gestört werden durfte, und gab sich anderen Dingen hin. Er spielte Zither, für die er ganze Partituren transponierte, heftete seine Reisen in penibel ausgeführten Statistiken ab und entwarf Baupläne für Konstruktionen aus seinen unerschöpflichen Metallbaukästen aus dem Hause Trix. Mit Tusche und Farbstift ausgeführte Risse gaben die Bauanleitungen vor. Auf großen Brettern wurden beispielsweise ein meterhoher Leuchtturm, ein Hafenkran oder eine Rheinbrücke aufgebaut. Noch aufwendiger nahm sich sein Vorrat von Anker-Steinbaukästen aus. Sorgfältig bereitete er Grund- und Aufrisse seiner Gebäude vor, bis zuletzt ein Palast, ein Hauptbahnhof oder eine Moschee aus gelben, roten und blauen Steinen errichtet waren.

Oft zog er sich in seine Werkstatt auf dem „oberen Boden“ zurück, wo er schnitzte, sägte oder Lampen baute. In Alben und Schachteln

verwahrte er seine Photographien. Er besaß eine Leica. Manchmal durfte M. zusehen, wie er in der Dunkelkammer bei rotem Licht seine Aufnahmen entwickelte, wie er das Negativ belichtete, vergrößerte und fixierte. Wie durch Zauberhand erschien das, was er auf den Film gebannt hatte, auf dem chamois getöntem, zackig gerahmten Papier. Datum, Objektiv, Blende und Belichtungszeit waren akribisch auf der Rückseite vermerkt, und die Rollen mit den Negativen wurden in nummerierten Boxen verwahrt. Heute noch steht in M.s Regal ein Bildband mit dem Titel „Es kommt der neue Fotograf“.

Als es in Deutschland keine englischen Bücher mehr zu kaufen gab, übersetzte M.s Vater mehr als ein Dutzend Romane, Erzählungen und Essays. Die Liste der Autoren ist eindrucksvoll, sie reicht von Somerset Maugham bis zu P. G. Wodehouse und von Conan Doyle bis zu George Orwell. Die Vorlagen verschaffte er sich antiquarisch; es waren Broschüren aus der Edition Tauchnitz. Die Manuskripte tippte er auf einer Reiseschreibmaschine ab, heftete und band sie ein, alles für eine einzige Leserin, seine Frau. Nie hat er daran gedacht, damit oder mit seinen anderen Liebhabereien Geld zu verdienen. Den Markt überließ er den Kaufleuten, den Gemüsehändlern und den Banken.



Sorgfältig bereitete der Vater Grund- und Aufrisse seiner Gebäude vor, bis zuletzt ein Palast, ein Hauptbahnhof oder eine Moschee aus Anker-Bausteinen errichtet waren.

FOTOS ARCHIV HANS MAGNUS ENZENSBERGER



Mit Virginia-Zigarre: Wenn Andreas Enzensberger nach der Arbeit allein ins Café ging und rauchte (hier ein Foto vom Februar 1935), blieben die Seitenblicke seiner Frau aus.

Zuckerbrot

Die Aufgaben, vor die sich M.s Vater gestellt sah, gingen ihm leicht von der Hand. Drei Stunden täglich hätten ausgereicht, um sie zu erledigen. Doch seine Kollegen sahen das anders; sie fühlten sich wohl hinter ihren Schreibtischen, seufzten unter der Last ihrer Zuständigkeiten und führten lange Palaver in der Kantine.

Der Vater dagegen kam mittags immer zum Essen nach Hause. Bevor er wieder in sein Büro zurückkehrte, brauchte er zwei Tassen Kaffee und ein ovales Stück Blätterteig. Die eine Hälfte war honigfarben karamellisiert, die andere mit Schokoladenguss überzogen. M. musste ihm dieses Backwerk, das „die Schuhsohle“ hieß, aus der Feinbäckerei Schimmel besorgen.

Die Frau des Bäckers, eine starke Blondine, kannte dieses Ritual, das sich täglich um die gleiche Zeit abspielte. M. gefiel ihr Name; er bewunderte sie und verglich sie insgeheim mit einer weißen Stute. Sie zwinkerte ihm zu und bot ihm eine süße Zugabe an, eine Nusschnecke oder eine Linzer Schnitte. Mit ähnlich zarten Genüssen begegnete M.s Vater dem dröhnen-

den Lauf der Ereignisse. Einmal in der Woche verließ er pünktlich um halb fünf, früher als sonst, seinen Arbeitsplatz und kam erst spät nach Hause. Wo mochte er diese freien Stunden zubringen?

M. beschloss, dieser Frage nachzugehen. Er wartete am Eingang zur Direktion, und als der Vater erschien, ging er ihm nach bis zu einem kleinen Café in der Altstadt. Durch die Fensterscheibe mit ihrer geklöppelten Gardine sah er ihn allein am Tisch sitzen, wo er einen Kaffee mit Cognac schlürfte und an einer langen Regie-Virginia zog. Dort fühlte sich der Vater von seinen Kollegen unbeobachtet. Auch die Seitenblicke seiner Frau blieben aus, der aus ihrer Wandervogel- und Reformzeit ein gesundes Misstrauen gegen den Alkohol und das übermäßige Qualmen geblieben war. Schnapsflaschen auf dem Buffet duldeten sie nicht, aber ein Gläschen in Ehren war dem Vater nie zu verwehren.

Vielleicht diente das biedere Lokal, das ausgerechnet Café Seufferlein hieß, dem Vater aber auch nur als Zuflucht vor den Zumutungen, welche die Weltgeschichte für ihn bereithielt.

Ein Pariser Sommer

Zum Soldaten war M.s Vater untauglich. Zu kurzichtig für einen Scharfschützen, konnte er nicht einmal zackig grüßen. Das fiel nicht weiter auf, da er „u.k. gestellt“ war; das heißt, er war unabhkömmlich und von keiner Einberufung betroffen, weil seine Tätigkeit als kriegswichtig galt. Erst im Sommer 1940 musste er plötzlich die Uniform eines Majors anlegen. ZbV hieß das: „Zur besonderen Verwendung beim Höheren Nachrichtenführer in Frankreich.“

Nach dem deutschen Einmarsch war es dort zu chaotischen Verhältnissen gekommen. Millionen waren auf der Flucht vor der Wehrmacht. Auch die Telephonnetze waren infolge des Krieges zusammengebrochen oder beschädigt. Die Aufgabe des frischgebackenen Majors bestand darin, sie wieder zusammenzuflicken. Dafür war er kompetent. Außerdem sprach er ein halbwegs brauchbares Französisch, und auf der Basis des gemeinsamen Interesses an einem funktionierenden Fernmeldewesen kam er mit seinen Pariser Kollegen gut zurecht.

Natürlich war M.s Vater weit davon entfernt, als Offizier ernst genommen zu werden, obwohl man ihn zum Kriegsverwaltungsrat beim Militärbefehlshaber von Belgien und Nordfrankreich befördert hatte. Die Truppe musste zackig salutieren, wenn er vorbeikam. Ihm war das peinlich, und die Feldwebel grinsten heimlich über den „Etappenhengst“.

Im Hotel Majestic an der Avenue Kléber wurde ihm ein Zimmer zugewiesen. Dort gefiel es ihm. Nicht nur konnte er die üblichen Geschenke, ein Parfum oder ein Paar Seiden-

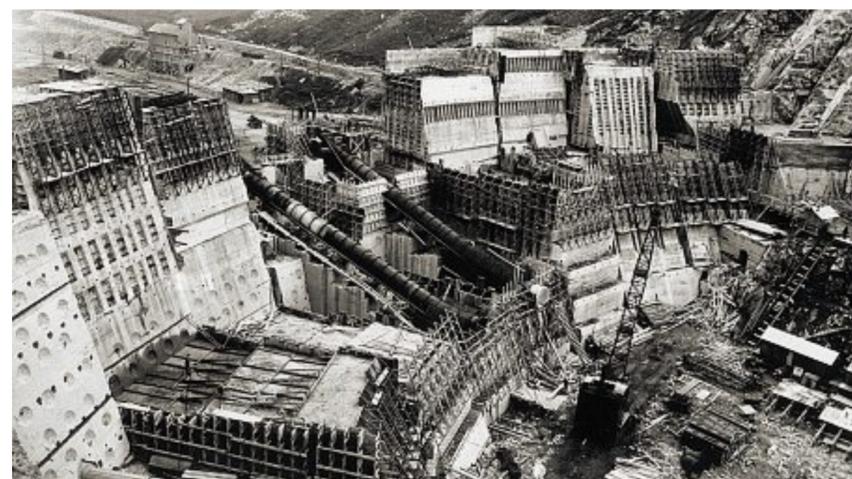
strümpfe, nach Hause schicken. Er machte sich auch zu den Bouquinisten auf und erwarb bei ihnen nicht nur den einen oder anderen Band der *Comédie humaine*, sondern auch einen broschierten *roman rose*. M. studierte dieses galante Werk mit Hilfe eines Wörterbuchs, weniger aus literarischem Interesse als aus Neugier auf die Liebesnächte, die dort geschildert wurden.

Nach einem guten Jahr war das Telephonnetz wieder intakt. Der Kriegsverwaltungsrat wurde nicht mehr gebraucht. Er konnte zur Familie und zu seinem Büroalltag zurückkehren. Eine bleibende Erinnerung an seine französischen Tage war die „Brüsseler Zeitung“, ein Tagesblatt der deutschen Besatzer, das täglich im Briefkasten landete. Dieses Organ unterstand nicht dem Minister für Volksaufklärung und Propaganda, sondern dem General von Falkenhausen, der seinen eigenen Kopf hatte. Deshalb standen dort manchmal Dinge, von denen man aus dem „Völkischen Beobachter“ nichts erfuhr. M.s Vater, der sich auf solche Nuancen verstand und zwischen den Zeilen lesen konnte, fuhr fort, das Blatt auf völlig legale Art zu abonnieren.

M. studierte gern die Anzeigen von Modenhäusern, Spirituosenfirmen und Revuetheatern in Paris und Brüssel, die von den Vergnügungen der Okkupanten ein herrliches Bild abgaben. Auch Karikaturen gab es, die den kleinen italienischen Marschall Badoglio zeigten, wie er auf dem Schoß von Churchill saß, oder den „Banditen“ Tito, der mit einem großen roten Schal der Wehrmacht mit der Maschinenpistole auflauerte.



„Enz“ – hier 1941 am Schreibtisch in Paris – war weit davon entfernt, als Offizier ernstgenommen zu werden, obwohl er Major war.



Die Bauarbeiten am Kraftwerk Kaprun in Österreich verliefen schleppend. Von solchen Geheimnissen erfuhr man nur, wenn man sich schlafend stellte und zuhörte.

Eine gedämpfte Unterhaltung

Wie kann es sein, dass die meisten seiner Mitbürger hartnäckig dabei bleiben, sie hätten von nichts gewusst? Schon im Kindergarten hat man ihnen doch, statt mit dem Schwarzen Mann, gedroht: Pass auf, Freundchen, sonst kommst du nach Dachau! M. war genauso blöd wie die anderen. Einem Jungen aus der zweiten Klasse des Gymnasiums ist das, was die Erwachsenen Politik nennen, ziemlich gleichgültig. Dafür beseelt ihn eine angeborene triebhafte Neugier. Schon im zartesten Alter entwickeln sich Menschen zu Forschern, die darauf spezialisiert sind, das, was Erwachsene ihnen zu verheimlichen suchen, zu erraten, ganz unabhängig davon, um welche Tabus es geht.

Eines Abends, es muss im Jahr 1942 gewesen sein, empfing M.s Vater einen alten Freund, der Onkel Bé genannt wurde, obwohl er nicht zur Familie gehörte. Die beiden hatten zusammen studiert. Der schnurrbärtige Ingenieur arbeitete bei AEG-Telefunken, dem größten deutschen Elektrokonzern. Er hatte es dort bis zum Vorstand gebracht. Selbstverständlich war er „unabhkömmlich“ und somit nie zur Wehrmacht eingezogen worden.

Die beiden unterhielten sich spätabends im Wohnzimmer bei mehr als einem Glas Wein. M. lag nebenan im Bett und tat so, als schlief er. Der gedämpfte Tonfall der beiden Herren verhielt verborgene Aufschlüsse. Vorsichtig drückte er die Klinke nieder und öffnete einen Spalt weit die Tür.

Der Lauscher hörte, was sein Vater dem Freund anvertraute. Man habe ihm schon vor dem Krieg angeboten, nach Berlin ans Postministerium zu wechseln. Er habe den Posten eines Regierungsdirektors ausgeschlagen, weil er lieber bei seinen unauffälligen Routinen bleiben wollte. Noch weniger verlockte es ihn, nach Krakau zu gehen und sich dort im Rang eines Staatssekretärs beim Generalgouvernement zu

verdingen. Ein gewisser Hans Frank habe sich dort in der Residenz der Könige breitgemacht und herrsche über das besetzte Polen.

Sein Vater fragte den Berliner Freund, ob er etwas darüber wisse, wie es dort zugehe. Onkel Bés Antwort konnte M. nur bruchstückweise verstehen, weil die beiden zu flüstern angingen. Klar war nur, dass Zehntausende im ganzen Reich zu besonderen Güterzügen der Bahn gebracht wurden und im besetzten Polen verschwanden. Von den Abgereisten habe man nie wieder etwas gehört. Das war Geheime Reichssache. Von diesem Ausdruck war M. beeindruckt. Unter einem Generalgouvernement konnte er sich nichts vorstellen, und den Namen Frank hat er erst nach dem Ende des Kriegs wieder gehört, als dieser Mann in Nürnberg zum Tod verurteilt und gehängt wurde.

Auch von anderen Geheimnissen war an diesem Abend die Rede. Der „eigene Laden“, die AEG, hatte sich am Bau eines Wasserkraftwerks in den Hohen Tauern beteiligt. In Gabbrun oder Kaprun – wieder ein unverständlicher Name –, sei es zu technischen Schwierigkeiten gekommen, es habe Tote gegeben, den Bauern seien die Zwangsarbeiter weggenommen worden, und das Projekt sei gescheitert.

Das Gespräch der beiden Ingenieure stockte. Erst nach ein paar weiteren Gläsern Wein erging sich der Onkel Bé in technischen Andeutungen, die über alles hinausgingen, was in den Physikstunden gelehrt wurde. Dabei fielen Wörter wie Atom, Zyklotron und Uranium. Dieses Expertengeflüster erinnerte M. an einen „Zukunftsroman“ mit dem Titel „Atomgewicht 500“, den er kurz davor verschlungen hatte. Das war eine spannende Saga über die unbegrenzten Möglichkeiten und Gefahren eines fernen, phantastischen Zeitalters, weit entfernt von der Armseligkeit der Gegenwart. Solche Romane zirkulierten im Dritten Reich noch nicht unter dem Namen Science-Fiction.

Ein Fall von Wehrkraftzersetzung

Ms Vater war seit dem März 1945 verschollen. Ungewöhnlich war das nicht. Hunderttausende waren auf der Flucht oder saßen in irgendwelchen Lagern in Sibirien, in Afrika oder in amerikanischen Baracken fest. Erst nach der bedingungslosen Kapitulation des Großdeutschen Reiches stellte sich heraus, wo der Vater geblieben war. Er saß im Nürnberger Zellengefängnis an der Fürther Straße, eben dort, wo die Alliierten ein paar Monate später die deutschen Kriegsverbrecher unterbrachten, um sie vor Gericht zu stellen.

Akten über seine Verhaftung gibt es nicht. Fest steht, dass man M.s Vater „Wehrkraftzersetzung“ vorgeworfen hat, ein Vergehen, auf das damals die Todesstrafe stand. Nicht nur soll er unter Zeugen am Endsieg gezweifelt und sich abfällig über den Führer geäußert haben. Noch gravierender war, dass er den Befehl verweigerte, alle Anlagen zu zerstören, die er im Lauf seines Berufslebens aufgebaut hatte: die Vermittlungsknoten, die, über ganz Bayern verteilt, für den Betrieb des Telephonnetzes sorgten. Die Politik der verbrannten Erde, auf welche die Reste der Reichsregierung erpicht waren, wollte ihm nicht einleuchten.

Die Ermittlungsrichter und die Staatsanwälte kamen jedoch zu dem Schluss, dass Strafverfahren dieser Art kein günstiges Licht mehr auf ihre Zukunftsaussichten werfen würden. Die amerikanischen Truppen standen kurz davor, die Stadt einzunehmen. Deshalb behandelten die Juristen den Fall, anders als die Gestapo,

dilatorisch. Sie ließen M.s Vater in seiner Zelle schmoren und sorgten dafür, dass die Akten verschwanden.

Schon in den ersten Tagen befreiten die Amerikaner ihn und ein paar hundert andere Zivilisten aus dem Zellengefängnis. M.s Vater konnte in die Reste seiner beschädigten Wohnung zurückkehren und seine berufliche Tätigkeit wiederaufnehmen. Denn alle wollten so bald wie möglich wieder telefonieren, nicht nur die notdürftig eingesetzte kommunale Administration, sondern auch die amerikanischen Stäbe. Die Militärregierung fand bald heraus, dass M.s Vater nicht ganz unbelastet war; sein Name erschien auf einer Mitgliedsliste der NSDAP, in die er schon 1933 eingetreten war. Daraufhin wurde er vom Oberpostrat zum Telegraphenarbeiter degradiert. Das kümmerte ihn nicht, weil er nie auf seinen Titel Wert gelegt hatte und weil sich an seinen Aufgaben nichts änderte. Auch die Minderung seines Gehaltes ließ ihn kalt, weil der Wert der Reichsmark ohnehin im freien Fall war.

Monate vergingen, bis M.s Familie von diesen Geschehnissen erfuhr. An Ferngespräche war nicht zu denken; von einem Personenverkehr mit der Eisenbahn war noch lange nicht die Rede; es dauerte Monate, bis die ersten, mit Holzgas betriebenen Omnibusse fuhren. Erst als es soweit war, tauchte M.s Vater unversehens und unerwartet wieder in der Kleinstadt auf, in die es seine Familie vorschlagen hatte.



Im Zellengefängnis der Baltic Guards in Nürnberg saßen sie alle. Schon bald wurde „Enz“ aber von den Amerikanern befreit.

Hans Magnus Enzensberger nähert sich seiner Kindheit – und seinem Vater

Vor einem Jahr erreichte mich ein schön gestaltetes Buch. Es trug keine Verlagsbezeichnung, sondern an deren Stelle den Vermerk „Impensis Auctori“, zu deutsch: auf Kosten des Autors. Und dieser Autor, der da in Eigenregie ein reich bebildertes Werk von fast 240 Seiten hatte drucken lassen, war einer der Bekanntesten und Besten, die wir haben: Hans Magnus Enzensberger. 2014 kam bei Suhrkamp sein wunderbarer Erinnerungsband „Tumult“ über die sechziger Jahre heraus, doch in jener Zeit war der 1929 geborene Enzensberger schon ein berühmter Mann. Wie aus ihm wurde, was er ist, erfuhr man also nicht. Das konnte ich nun in dem unangekündigt hereingeschneiten Buch nachlesen, das einen denkbar vieldeutigen Titel trug: „Eine Handvoll Anekdoten, auch Opus Incertum“.

Ein unsicheres Werk also, aber was meinte Enzensberger damit? Den auf 99 Exemplare limitierten Privatdruck hatte er nur für Kinder, Verwandte und Freunde herstellen lassen (und ein paar Überschuss-exemplare für andere interessierte Leser wie mich). Denen sollte ein Geschichtenschatz aus der Jugend des Schriftstellers erschlossen werden, lauter im Laufe der Zeit naturgemäß unsicher gewordene schlaglichtartige Erinnerungen an Erlebnisse der zwei ersten Lebensjahrzehnte, mit kleinen Ausflügen in die Familiengeschichte davor – es gibt ein Kapitel „Geisterhafte Vorfahren“ über die Großeltern, und es gibt einen in seiner Lakonie besonders bewegenden „Verführten Nachruf“ auf den im Jahr 2009 verstorbenen Bruder Christian Enzensberger. Insgesamt enthält das Buch 108 Anekdoten samt zahlreichen passenden Bildfundstücken aus dem Familienarchiv oder den Weiten des Internets.

Familie Enzensberger hatte vier Söhne, neben Hans Magnus als Ältestem und Christian noch Ulrich und Martin. „Wir waren drei schreibende Brüder“, hat Hans Magnus Enzensberger dazu einmal gesagt, „Martin, der vierte, der früh gestorben ist, war Drucker und Setzer, und ich war jahrelang Verleger.“

Büchermenschen also waren sie alle, doch ihr Vater war Diplomingenieur, wenn auch ein literarisch sehr belesener. Dieser Andreas Enzensberger ist der Dreh- und Angelpunkt im Anekdotenbuch. Nicht nur, dass die Fotos eine große physiognomische Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Sohn beweisen. Auch das Geschick, mit dem Andreas Enzensberger sich durch die Herausforderungen der Zeitläufte bewegte – und wir reden für den Zeitraum des Buches von „Drittem Reich“, Zweitem Weltkrieg und Besatzungszeit –, nahm die quecksilbrige Beweglichkeit und Schlagfertigkeit von Hans Magnus Enzensberger vorweg. Wie unzuverlässig die erinnerten Episoden auch sein mögen, dieses Faktum ist sicher.

Für dieses Magazin durften wir die schönsten und bezeichnendsten Vater-Geschichten aussuchen und auch auf die von Hans Magnus Enzensberger ergänzten Fotos zurückgreifen. Damit wird zum ersten Mal eine Kostprobe aus „Eine Handvoll Anekdoten, auch Opus Incertum“ allgemein zugänglich gemacht.

Im Frühjahr nächsten Jahres soll, so die Planung, der Band als Ganzes auch offiziell erscheinen, voraussichtlich bei Suhrkamp, also nicht mehr auf Kosten des Autors. Dann werden wir alle auf unsere Kosten kommen. *Andreas Plattbaus*



fotografie stefan mooses

Immer wieder kam der Fotograf nach Kaufbeuren an den Weiherweg. Zum ersten Mal fotografierte Stefan Moses die Enzensbergers am 6. Februar 1984 (ganz oben). Auf dem Foto sind stehend von links zu sehen die Brüder Martin, Hans Magnus, Christian und Ulrich, vor ihnen die Eltern. Das zweite Foto stammt vom 12. September 1986. Auf dem unteren Bild vom 5. Februar 1989 fehlt Martin, der Ende 1986 starb. Stefan Moses kam noch oft nach Kaufbeuren. 1990 starb der Vater Andreas Enzensberger, 2008 die Mutter Eleonore.

Die Fotos der Enzensbergers und weitere Exponate von Dichtern sind in der Ausstellung „Die Familie. Ein Archiv“ zu sehen, die bis zum 29. April 2018 im Literaturmuseum der Moderne in Marbach läuft.

VOM VATER

Wir haben unsere Fotografen gebeten, nach Erbstücken zu suchen. Was Vätern ihren Kindern schenken, ist oft seit Generationen im Besitz der Familien. Schön? Hässlich? Kommt es darauf an? Natürlich nicht. Hier geht es um den ideellen Wert. Ein Blick in Schränke, Keller, Rumpelkammern und Garagen.



DER TEDDY

Dieser Teddybär hat, unter verschiedenen Identitäten, schon viele Kuschelattacken überstanden. Als der Vater vor 30 Jahren klein war, hieß der Teddy Bernd. Tochter Maya, die jetzt mit ihrer Familie in Kapstadt lebt, taufte ihn in Benny um.

Foto Felix Seuffert

DIE WERKSTATT

Den Söhnen von Alfons, dem Landmaschinenmechaniker, fiel es nicht schwer, die Werkstatt des Vaters im Keller seines Wohnhauses im bayerischen Massing nach seinem Tod zu übernehmen. Sie mussten hier ja noch nicht mal aufräumen.

Foto Maria Irl



**DIE BRIEFE**

Als die Tochter von 1989 an zwei Jahre lang im Ausland lebte, begann der Vater, ihr Briefe auf der Schreibmaschine zu schreiben. Immer mit Durchschlägen. Die Kopien sammelte er. Heute ist das in Frankfurt ihr Familienarchiv.

Foto Wonge Bergmann

DIE MASKEN

Der Sohn hat die Wahl, wenn in Hürtlingen in Baden-Württemberg Fasnacht gefeiert wird. Dafür hat der Vater mit Ahlenden-Masken gesorgt, die er dem Sohn vererbt hat. Der stellt sie auch dann aus, wenn nichts los ist – in seiner Bar im Keller.

Foto Verena Müller

DIE GARTENLAUBE

Die Eltern des Sohns lernten sich 1947 bei einem Geburtstag auf dem Laubengrundstück der Großeltern an der Dahme kennen. Nach dem Mauerbau wurde das Grundstück verpachtet, später bekam es die Familie zurück. Der Sohn lebt bis heute dort.

Foto Stefanie Silber

DIE BÜSTE

Die Gipsplastik von Beethoven stand früher im Musikzimmer des Großvaters in Berlin-Lichterfelde. Dann ging die Büste an den Vater, nun an dessen Tochter. Schon als Kind wollte sie Beethoven bei sich haben. Die Musik mag sie natürlich auch.

Foto Matthias Lüdecke

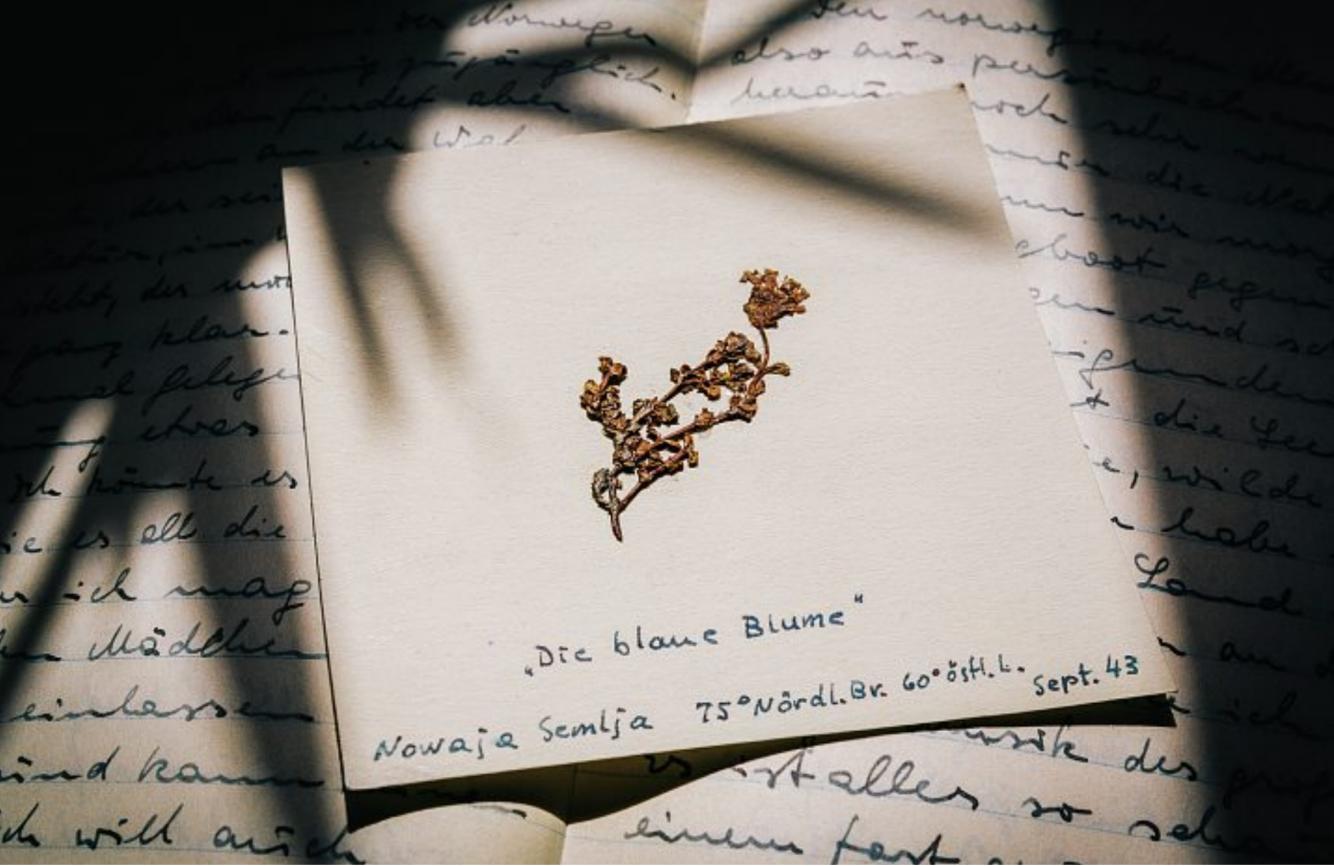
DIE GITARRE

Der Sohn lernte den Vater erst im Alter von elf Jahren kennen. Die Westerngitarre gehörte von Anfang an dazu, denn der Vater brachte dem Sohn bei, das Instrument zu spielen. Heute gehört es ihm. Er ist mittlerweile Musiklehrer in Bielefeld.

Foto Franziska Gilli



VOM
VATER



DIE BLAUE BLUME

Der Vater fand 1943 als Soldat bei einem Landgang auf der russischen Insel Nowaja Semlja im Nordpolarmeer diese Blume und verwahrte sie in seinem Tagebuch. Die Blume gibt es, getrocknet, noch immer, bei dessen Sohn, der heute in Lörrach lebt.

Foto Fabian Fiechter

DIE TASCENUHR

Der Urgroßvater Alphons war gegen Ende des 19. Jahrhunderts Kammerdiener von Ludwig II. Diese Taschenuhr schenkte ihm der König. Seitdem wird sie in der Familie von Generation zu Generation weitergegeben.

Foto Matthias Lüdecke

DIE FOTOTASCHE

Der Vater wuchs in der DDR auf und wollte Kameramann werden. Daraus wurde nichts. Als junger Mensch hatte er stets diese Tasche bei sich. Sein Sohn trägt das Modell heute weiter – als Kameratasche. Er ist Fotograf in München.

Foto Andreas Müller

DER TEPPICH

Der Vater wohnt in Sydney, die Tochter in San Francisco. Der Teppich kommt aus Pakistan. Der Vater hatte ihn über Österreich nach Australien transportiert und dann weiter nach Amerika. Dort soll er erstmal bleiben.

Foto Esra Klein

DAS BOULE-SET

Bevor der Vater an Krebs erkrankte, warf er gerne die kleinen Kugeln auf dem Bouleplatz in Tönisvorst in der Nähe von Düsseldorf. Der Sohn erbt das Set. Und spielt jetzt auch hin und wieder damit.

Foto Stefan Finger



VOM
VATER



DIE WETTERFAHNE

Die Fahne trägt die Initialen des Vaters und zierte früher das Dach von dessen Geburtshaus in Schlesien. Dann wurde die Familie vertrieben. Heute ist sie noch immer gut zu sehen, auf dem Haus der Kinder in Ankum in Niedersachsen.

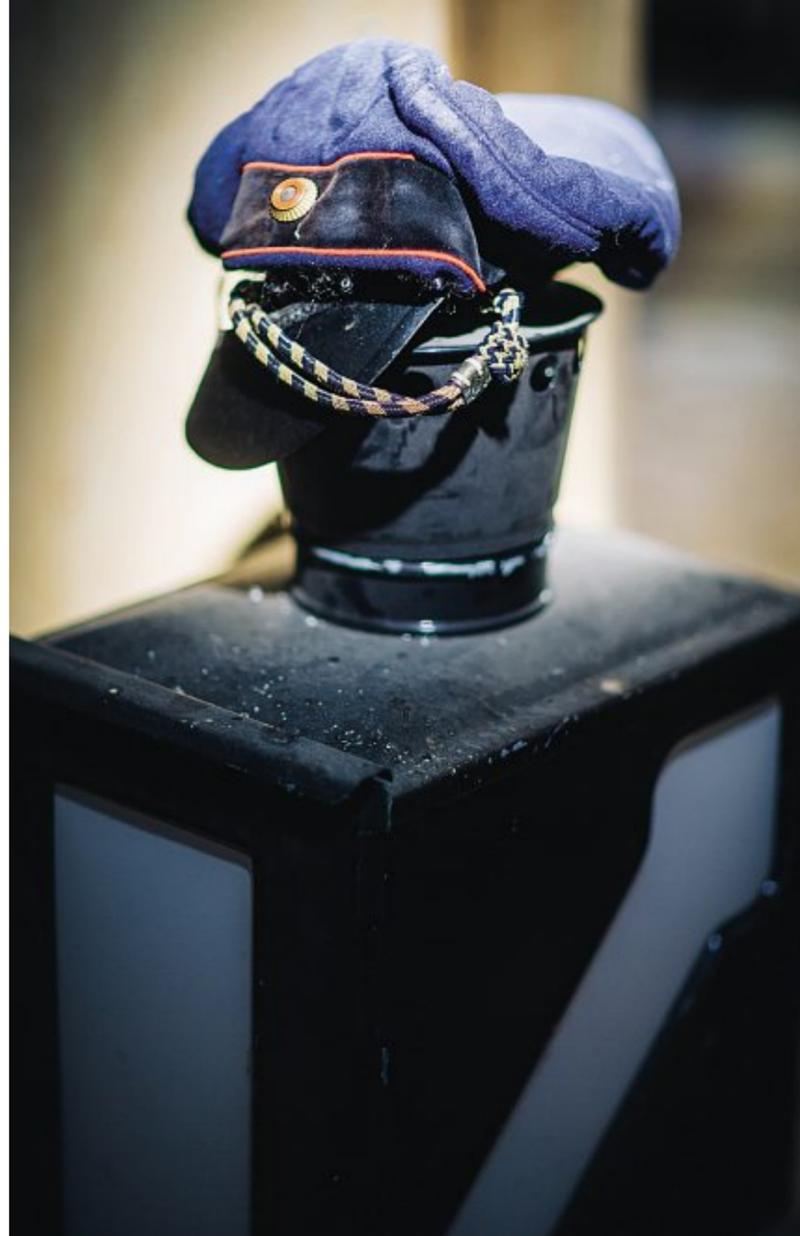
Foto Rudolf Schnurpfeil

DIE MÜTZE

Der Vater Ewald war seinerzeit bei der Bahn tätig. Seinem Sohn Olaf aus Barsinghausen bei Hannover vermachte er später, als er in den Ruhestand gegangen war, diese Requisite aus seinem Berufsleben, eine blaue Eisenbahnermütze.

Foto Insa Hagemann

VOM VATER



DIE MESSER

Der Vater Rudi war Schlachtermeister mit Betrieb im schleswig-holsteinischen Neumünster. Auch der Sohn musste in den Fünfzigern als kleiner Junge mit ran. Heute lebt er in Stuttgart, ist im Ruhestand und schneidet mit den Messern Bohnen.

Foto Stefanie Silber

DER BMW

Der Vater fuhr die Mutter in diesem BMW einst zur Entbindung des Sohns. Fast wäre er im Auto zur Welt gekommen, sie schafften es gerade so ins Krankenhaus. Heute fährt der Sohn aus Reutlingen das Modell 2002.

Foto Patrick Slesiona



DIE UHR

Der Großvater war Bergmann in der Zeche Prosper II in Bottrop. Zum Jubiläum gab es diese Uhr als Geschenk, für 40 Jahre treue Dienste. Heute schlägt das Modell noch immer zuverlässig dem Enkel die Stunde.

Foto Maximilian von Lachner

VOM VATER

DIE SKULPTUR

Als die Tochter klein war, baute der Vater diese Skulptur. Die Aufschrift: „Kleines Mädchen Ich liebe Dich“. Später vererbte er das Kunstwerk. Heute steht es in der Berliner Wohnung der Tochter.

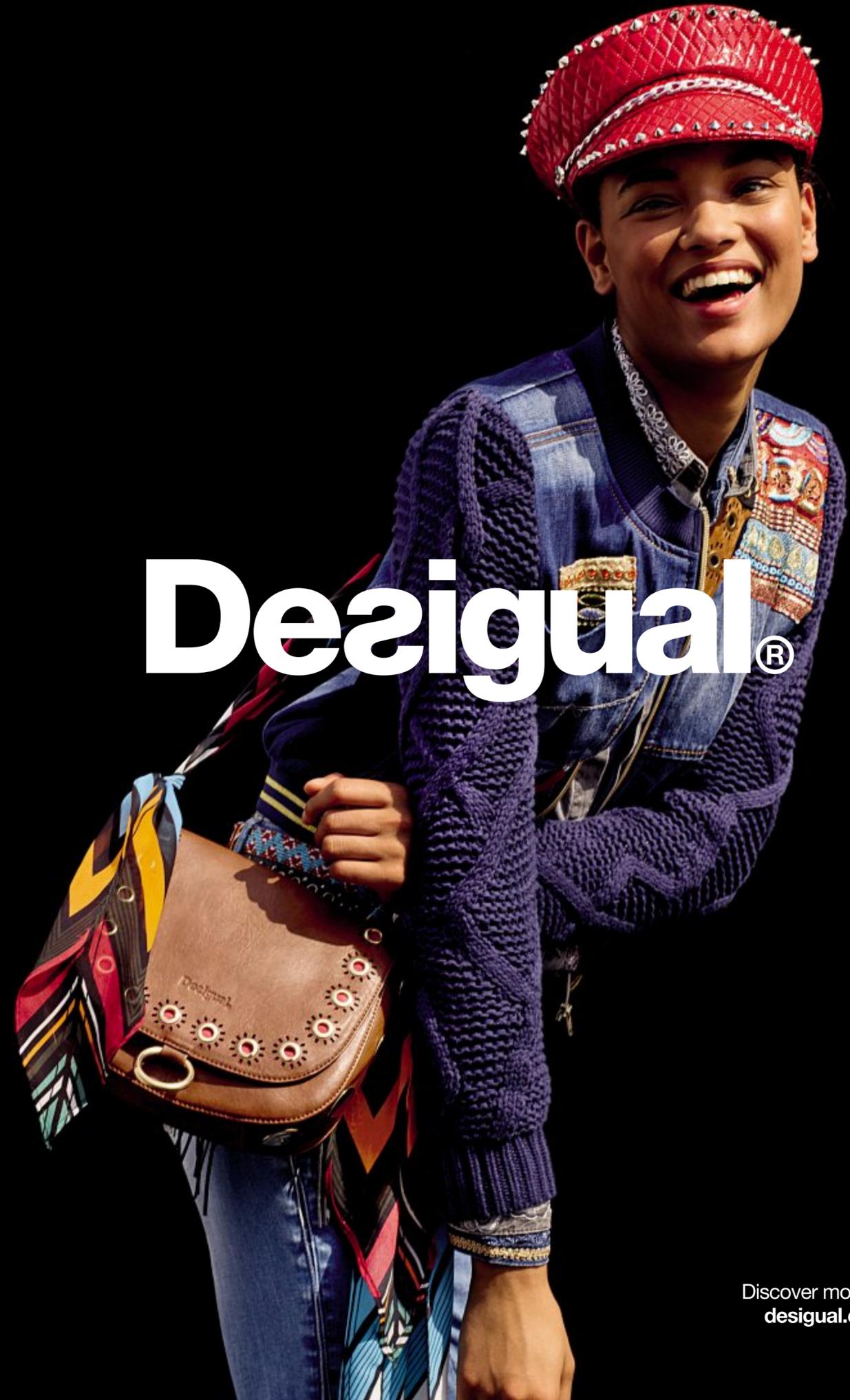
Foto Andreas Pein



DIE EISENBAHNER-UHR

Die Taschenuhr war für den Urgroßvater, Jahrgang 1870, unersetzlich – er war Zugführer bei der Reichsbahn. Für die Familie mag sie mit der Zeit an praktischem Nutzen verloren haben. Dafür hat sie an ideeller Bedeutung gewonnen.

Foto Felix Schmitt



Desigual®

Discover more at [desigual.com](https://www.desigual.com)



Klaus von Dohnanyi, geboren am 23. Juni 1928 in Hamburg, war von 1969 bis 1981 Mitglied des Deutschen Bundestags für die SPD, von 1972 bis 1974 Bundesminister für Bildung und Wissenschaft und von 1981 bis 1988 Erster Bürgermeister von Hamburg. Das Foto zeigt ihn am Fenster seiner Wohnung, als der erste Herbststurm durch den Garten fegt.

„Ich weiß nicht, ob die heutige Generation so tapfer wäre“

Klaus von Dohnanyi über seinen Vater Hans, den Widerstand gegen das Nazi-Regime, politische Vorbilder und den Mut, sich gegen den Mainstream zu stellen

Interview Matthias Wyssuwa
Fotos Henning Bode

Herr von Dohnanyi, welches sind die schönsten Erinnerungen, die Sie an Ihren Vater haben?

Das waren eigentlich immer die Ferien. Mein Vater war ein großer Bastler und konnte sehr gut zeichnen. Er hat uns dann wundervolle Dinge gemacht. Eine Burg, zum Beispiel, oder meiner Schwester eine Puppenküche, und wenn wir draußen waren und ein Bach war in der Nähe, haben wir zusammen Wassermühlen gebaut. Das waren die schönsten Stunden. Ich habe ihn ja eigentlich auch nur als Kind wirklich gekannt. Dann als Jugendlicher, im Krieg, hatte er wenig Zeit für uns. Später sah ich ihn nur noch bei kurzen Aufenthalten im Gefängnis. So fehlen die wichtigen Eindrücke, die ein Sohn von seinem Vater gewinnt, wenn er alt genug dafür ist. Wie gerne hätte ich später mit ihm auch als Erwachsener gesprochen! Das fehlt alles. So geht die Erinnerung immer zurück auf die Zeit der Kindheit.

Ihr Vater war im Widerstand gegen das NS-Regime aktiv, auch schon während er im Reichsjustizministerium, später im Widerstandszentrum im Amt Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht arbeitete. Wie drang die Politik in Ihr Leben ein als Junge im Berlin der dreißiger Jahre?

Wir haben als Kinder natürlich vom Widerstand nichts gewusst. Es wäre ja auch sehr leichtfertig gewesen, wenn Kinder so etwas erfahren hätten. Meine Mutter hingegen wusste alles, von Anfang an. Mein Vater hat dann schon kurz nach 1939 seinen Schwager Dietrich Bonhoeffer mit in die Abwehr gezogen und eng an den Planungen des Widerstands beteiligt. Sonst war er mit Verwandten sehr vorsichtig. Schließlich arbeitete er im Zentrum der Planungen des militärischen Widerstands. Wer Sprengstoff und den Zünder für eine Bombe organisiert, die dann getarnt in Hitlers Flugzeug gelangt, der kann darüber eigentlich mit niemandem reden. Außer mit seiner engsten Kameradin, seiner Frau, meiner Mutter.

Wie haben Sie sich als Kind ein Bild von dem gemacht, was um Sie herum passierte im Nazi-Deutschland?

Wir haben natürlich die Begeisterung über Hitlers Erfolge gespürt, aber nicht geteilt. Unsere Eltern haben immer versucht, uns um Jungvolk oder Hitlerjugend herumzumogeln. Jedes Mal, wenn wir umzogen, haben sie uns einfach nicht angemeldet. Irgendwann, Ende der dreißiger Jahre, war ich auch mal drin. Natürlich wussten wir, dass unsere Eltern nicht für die Partei waren und nicht für die Nazis. Meine Mutter hat meinen kleinen Bruder ja sogar auf den Arm genommen, auch als er schon viel zu schwer war, nur um den Hitlergruß zu vermeiden. Wenn andere Männer des Widerstands zu uns nach Hause kamen, waren sie für uns Kinder nur Gäste. Manchmal, bei Spaziergängen am Sonntag, sagte meine Mutter plötzlich: Kinder, geht mal vor! Das war dann vermutlich die Gelegenheit, im Wald sicherer reden zu können. Als mein Vater dann in Haft war, wussten wir natürlich, was das bedeutete.

Sie waren 14 Jahre alt, als Ihr Vater und zunächst auch Ihre Mutter verhaftet wurden. Wie haben Sie den Tag erlebt?

Ich hatte immer gerne im Garten gearbeitet, Gemüse angebaut und so weiter. Am 5. April 1943 kam ich aus einer benachbarten Gärtnerei und fuhr mit dem Fahrrad gerade in die Sackgasse, in der unser Haus lag. Da sah ich zwei große schwarze Limousinen vor der Wohnung und wie meine Mutter von Beamten der Gestapo in eines der Autos gebracht wurde. Mir war sofort klar, was da passiert war.

Meine Geschwister waren zu Hause und hatten den Schock direkt miterlebt.

Wie organisiert man die Tage ohne Eltern in einem Land im Krieg?

Das war das geringste Problem, mit 14 Jahren können Sie, wenn nötig, alles. Wir mussten uns allerdings dann – es war ja mitten im Krieg – darum kümmern, wo die Eltern waren und wie man ihnen eventuell Essen bringen konnte. Aber wir drei waren erfinderisch.

Ihre Mutter kehrte nach einigen Wochen nach Hause zurück. Ihr Vater blieb bis zu seiner Ermordung in Haft. Er schrieb Briefe, Sie haben sie veröffentlicht lassen. Es sind sehr empfindsame Briefe, Texte eines liebenden Ehemanns und Vaters. In einem Brief, er gratuliert Ihnen zum 15. Geburtstag, schreibt er: Auch wenn das Leben Enttäuschungen bringe, sei es wichtiger, sich den Glauben an das Gute im Menschen zu bewahren und, auch um den Preis solcher Enttäuschungen, kein Menschenfeind zu werden. Wie wichtig waren diese Briefe für Sie und Ihre Familie?

Sie waren ja das einzige Lebenszeichen! Am Anfang konnten wir meinen Vater noch gelegentlich im Gefängnis sehen, wenn er zum Beispiel, immer allein, zur Bewegung in den Hof gebracht wurde. Da half dann auch der Gefängnisdirektor, ein freundlicher Mann, der sich auch mit meinem Vater zusammensetzte und über alles mögliche unterhielt. Sonst hatten wir eben Briefe und Kassiber, die übrigens vor einiger Zeit im Deutschen Literaturarchiv in Marbach ausgestellt wurden. Wir wussten, in den Briefen konnte nur Privates stehen. In Kassibern, die sehr sorgfältig nach früherer Absprache mit meiner Mutter verschlüsselt waren, versuchte mein Vater sogar, die Verteidigung für sich und Dietrich Bonhoeffer zu organisieren. Um den Verhören auszuweichen, bat er dann in einem solchen Kassiber um Diphtherie-Bakterien im Joghurt, um sich selbst infizieren zu können. Meine Mutter brachte ihm die Erreger mit dem Essen. Die haben dann furchtbar gewirkt, und es erfolgte – bei unzureichender Behandlung natürlich – eine schwere Lähmung.

Ihr Vater schreibt einmal über Sie an Ihre Mutter, Sie stünden nun in einem Alter, in dem man „den Vater mehr braucht denn je“. Gab es bei Ihnen auch Momente, in denen seine Entscheidung für den so gefährlichen Widerstand Sie geärgert hat? Warum hat er das gemacht? Leben und Glück der Familie aufs Spiel gesetzt?

Nein. Das haben wir so nie empfunden, auch später nicht. Ich glaube, wenn Verhältnisse bestehen wie damals, dann muss es Leute geben, die bereit sind, bis zum Äußersten zu gehen. Deswegen war er ja schon 1938 bei den ersten Vorbereitungen für einen Staatsstreich dabei: Man wusste doch, dass Hitler Krieg bedeutete. Diesen Krieg zu verhindern war für ihn das Wichtigste. Er hatte auch die Vernichtung der Juden vorhergesehen, die eben später in einem Krieg folgen könnte.

In der Sammlung der Briefe fehlen natürlich jene von Ihrer Mutter und die von Ihnen selbst. Was haben Sie ihm geschrieben?

Ich konnte ja auch nur schreiben, wie es zu Hause geht, dass wir mit allem klar kommen und wie sehr er uns fehlt. Schließlich las ja immer eine dritte Partei mit. Dieses Versteckspiel führt in einer Zeit der Diktatur zu einer gewissen Unkenntlichkeit dieser Zeit für spätere

Generationen. Keiner schrieb, was er wirklich dachte. So wie wir in unseren Briefen. Wir haben verabredete Andeutungen gemacht. Aber wer nicht zwischen den Zeilen lesen konnte, der konnte auch die Zeilen selbst nicht verstehen. Wenn die nächsten Generationen unsere Briefe lesen, wissen die gar nicht mehr, was wir sagen wollten und warum wir es so gesagt haben.

Was ist das letzte Bild, das Sie von Ihrem Vater im Kopf haben?

Das war am 20. Juli 1944. An diesem Tag stand ich zufällig am Fenster seines Zimmers in der Seuchenklinik in Potsdam. Er war halbseitig gelähmt, konnte aber sprechen. Er bat mich, sofort Kontakt mit Carl Langbehn, einem Bekannten aus dem Widerstandskreis, aufzunehmen. Aber Langbehn war auch schon im Gefängnis, die Nazis haben ihn später auch ermordet. Als ich da stand, war schon klar, dass der Putsch nicht gelungen war. Hitler lebte, das war die Nachricht. Nach dem 20. Juli begannen Gestapo und SS noch intensiver, die Arbeit meines Vaters in der Abwehr zu durchforschen. Ein Fahrer teilte der SS mit, da gebe es doch noch einen Panzerschrank in Zossen, in dem womöglich Unterlagen versteckt seien. In diesem Panzerschrank fanden sie dann alles: die Aufrufe, die er geschrieben hatte; die Reden, die er vorbereitet hatte; die Verhandlungen mit den Briten und so fort. Mein Vater hatte in seinen Kassibern immer wieder gemahnt, diese Akten zu vernichten. Aber das geschah nicht. Man wollte das später als Rechtfertigung zur Hand haben. Als mein Vater hörte, dass man den Panzerschrank gefunden habe, sah er das Ende voraus. Am 20. Juli also habe ich ihn zum letzten Mal gesehen.

Sie haben Ihren Vater verloren, als Sie 16 Jahre alt waren. Hans von Dohnanyi wurde am 9. April 1945 im KZ Sachsenhausen von einem nicht rechtmäßigen SS-Gericht zum Tode verurteilt und dann offenbar von der Frage aus, auf der er lag, erhängt. Sie hatten lange keine Gewissheit, dass er ermordet war. Wie übersteht man das als Sohn? Ich war ja gar nicht mit der Familie in Berlin. Nach kurzer Gefangenschaft lebte ich nach Ende des Krieges im Westen. Meine Mutter und Geschwister waren damals zunächst damit beschäftigt, meinen Vater im KZ Sachsenhausen zu suchen. Als nach Monaten klar war, dass es keine Spur von ihm gab, haben wir seinen Tod endgültig hinnehmen müssen. Aber dann, im Herbst 1945, begann ja auch ein neues, freies Leben im Westen. Und Jugend will leben. Wenn Sie 16, 17, 18 Jahre alt sind, ist das eine die Trauer, das andere aber die Zukunft. Doch meine Mutter ist zerbrochen. Wenn Sie ihr Bild aus dem Jahr 1945 sehen, dann begreifen Sie es sofort. Sie starb ja auch schon mit 61 Jahren.

Wie sehr haben die Veröffentlichungen über Ihren Vater als historische Figur des Widerstands Ihr eigenes Bild von ihm geprägt? Können Sie überhaupt noch auseinanderhalten, wie Sie ihn erlebt haben und was Sie über ihn gelesen haben? Ja, sicher. Auch gerade weil ich dann immer spüre, wie schwierig es ist, über einen Mann zu schreiben, den man nie gesehen hat. Mein Vater war ein Mann des Rechts, und dieses Recht wollte er im Widerstand gegen den Unrechtsstaat wieder durchsetzen. Davon ist in seinen Briefen natürlich nichts zu lesen. Er wirkte so auf Andere oft kühl und sachlich, nicht auf uns und die Familie. Ich erinnere ihn deswegen viel wärmer, als die Berichte über ihn vermitteln können.

Ein dickes Buch allein füllt die Geschichte des „Unternehmens Sieben“, wie Ihr Vater 14 Juden nach 1942 zur Flucht in die Schweiz verhalf.

Das ist in der Tat eine der unglaublichsten Geschichten aus dieser Zeit. 1937 kamen zwei jüdische Anwälte zu ihm. Beide waren im Ersten Weltkrieg ausgezeichnet worden, Träger des Eisernen Kreuzes. Sie baten ihn um Hilfe. Mein Vater glaubte damals noch, ihnen in Deutschland helfen zu können, und schloss das Gespräch mit dem Satz: „Über meine Leiche, Ihnen wird nichts passieren.“ Auch diesen beiden Anwälten drohte aber Anfang 1942 der Transport nach Polen. Mein Vater erinnerte sich an seine Worte und kam auf die Idee, sie und ihre Familien als getarnte Spione in die Schweiz zu schicken; seine Stellung in der Abwehr gab ihm dazu eine Gelegenheit. Davon musste er aber auch die Gestapo überzeugen. Sein Argument: Juden sind draußen glaubwürdiger! Die 14 Juden gelangten so in die Schweiz. Als sie an der Grenze ankamen, soll der

„Ich weiß nicht, ob die heutige Generation so tapfer wäre“

Grenzpolizist sie aufgefordert haben, die Judensterne abzuschneideln: So etwas sehe man nicht gerne in der Schweiz.

Diese Geschichte führte zunächst zur Verhaftung Ihres Vaters. Ja, denn die Flüchtlinge aus Deutschland mussten schließlich finanziert werden, so war das damals in der Schweiz. Mein Vater hat dazu aus dem Abwehrfonds eine dafür ausreichende Summe entnommen, und ein Mitarbeiter hat das angezeigt. Dieses „Unternehmen Sieben“ ist sicherlich eine der dramatischsten Rettungen von Juden aus der Naziverfolgung.

Seine Tätigkeiten im Widerstand hatte die Gestapo zunächst gar nicht nachweisen können. Das wurde erst deutlich, als der Panzerschrank in Zossen geöffnet wurde. Bereits 1933 hatte Ihr Vater im Reichsjustizministerium damit begonnen, Rechtsbrüche des NS-Regimes zu dokumentieren, 1943 brachte er die Bombe nach Smolensk, die im Flugzeug Adolf Hitlers im frostigen Laderaum der Ju 52 nicht explodierte. Wie wichtig war seine Rolle im deutschen Widerstand? Die Gestapo hat gesagt: Er sei der Kopf der Bewegung zur Beseitigung des Führers gewesen. Das stimmt wohl. Wegen dieser zentralen Rolle waren wir auch lange nicht sicher, ob nicht vielleicht die Russen, die Sachsenhausen erobert hatten, diesen so gut informierten Mann mitgenommen hätten. Es gab auch Leute, die behaupteten, man habe meinen Vater in Moskau gesehen. Deswegen entschied sich meine Mutter erst im November 1945 für die Todeserklärung.

Gab es denn Sicherheit durch Einsicht von Akten? Nein. Aber schließlich stand fest, dass er am selben Tag ermordet worden war wie mein Onkel Dietrich Bonhoeffer.

Sie haben sich sogar den Saal angeschaut, in dem Ihr Vater verurteilt worden war? Ja, ich habe mir das angesehen, diesen gutbürgerlichen „Gerichtssaal“ im KZ Sachsenhausen.

Ihr Vater hat Ihrer Mutter in einem seiner letzten Briefe geschrieben, er habe ja nur als anständiger Mensch gehandelt. Was können heutige Generationen über Anstand und Mut am Beispiel solcher Männer und Frauen lernen? Ich weiß nicht, ob die heutige Generation so tapfer wäre wie die Generation, die nach 1933 Widerstand geleistet hat. Wird eine solche moralische Kraft heute noch vermittelt? Und kann man Anstand lernen? Die Demokratie kann die Fundamente nicht schaffen,

auf denen sie steht, so etwa schreibt Ernst-Wolfgang Böckenförde. Braucht diese Kraft vielleicht doch eine transzendente Substanz? Etwas, das nicht rational zu erschließen ist? Wenn es in den zehn Geboten heißt, du sollst nicht töten, dann heißt das eben, du sollst nicht töten! Wenn Sie aber die zehn Gebote nicht kennen, dürfen Sie dann aus „guten“ Gründen töten, wie im materialistischen Sowjetsystem?

Ihr Vater hat kein Grab. Wo gedenken Sie seiner? Auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin gibt es eine Gedenkplakette. Da liest man neben seinem Namen auch den Namen von Dietrich Bonhoeffer, auch den von dessen Bruder Klaus und von Rüdiger Schleicher, seinem Schwager. Sie alle sind als Männer des Widerstands ermordet worden.

Wird des Widerstands in Deutschland angemessen gedacht? Es hat doch auch viele einfache Leute gegeben, die in ihren Möglichkeiten Widerstand geleistet haben. Und an diese Leute wird nicht immer ausreichend erinnert. Natürlich waren Claus von Stauffenberg und seine Mitstreiter besonders mutige Männer. Wir vergessen aber zu leicht, dass schon auf der Straße einem Juden nicht auszuweichen, mit ihm gesehen zu werden und mit ihm zu reden, Mut erforderte. Einmal stand ich mit meiner Mutter in Spandau an der Busstation. Sie hatte eingekauft, zwei Einkaufstüten in der Hand, und ich kam aus der Schule. Wir wollten nach Hause fahren. An der Bushaltestelle versuchte ein grauhaariger Jude mit gelbem Stern, eine Schubkarre über die Schwelle zu schieben. Er war zu schwach. Da ließ meine Mutter ihre beiden Taschen fallen, nicht einmal abgesetzt hat sie sie, ist zu ihm gegangen, nahm die Schubkarre und schob sie hinauf. Sie war die Einzige, die so reagierte. Auch so etwas war schon eine sehr mutige Tat. Und so gibt es viele Geschichten, die wir allzu oft vergessen. Also würde ich, eine lange Antwort auf eine kurze Frage, sagen: Nein, die vielen Leute, die geholfen haben und dabei immer sich, ihre Karriere oder ihre Familie gefährdeten, die werden nicht genug gewürdigt.

2003 wurde Ihr Vater als Gerechter der Völker in Yad Vashem geehrt. Bei den Feiern in Berlin waren die heutige Bundeskanzlerin und ihr Mann zugegen, hohe Vertreter aus Ihrer Partei, der SPD, nicht. Sie haben sich darüber schon mal verständnislos geäußert. Gab es jemals eine Erklärung? Nein, bis heute nicht. Vielleicht muss man ein prominentes Parteiamt haben, um solche Aufmerksamkeit zu erfahren. Aber auf diesem Abend gründet meine Freundschaft mit Angela Merkel und ihrem Mann. Meine Frau und ich sind wirklich herzlich befreundet mit beiden.

Hat das zu einer Entfremdung von Ihrer Partei geführt? Nein. Ich bin ohnehin immer jemand gewesen, der in wirtschaftlichen Fragen mit vielen in meiner Partei nicht

übereinstimmte. Mich hat aber immer die Friedenspolitik zu meiner Partei und ihrer Geschichte gezogen. Auch Willy Brandts Ostpolitik. Was ökonomische Dinge angeht, bin ich bis heute nicht der Meinung meiner Partei. Ich glaube, die SPD hat bis heute nicht richtig verstanden, was diese globalisierte Welt bewegt – und erfordert.

Sie haben Willy Brandt erwähnt. War er für Sie als junger Mann ohne Vater eine neue männliche Leitfigur? Zu Willy Brandt hatte ich eine besondere Beziehung, und ich glaube, dass er auch in mir und meiner Art etwas gesehen hat, was seiner sozialen, skandinavischen Liberalität entsprach. Wir haben uns gut verstanden. Es gab und gibt zu ihm nichts Vergleichbares. Er war eine so ungewöhnliche Figur: ein großer Verstand mit Herz. Natürlich hatte er seine Schwächen, wie wir alle. Aber er war ein von der Seele bestimmter Politiker, und liberal, immer offen für andere Meinungen. 1961 habe ich bei ihm im Bürgermeister-Büro in Berlin an dem damaligen Wahlprogramm der Partei mitgeschmiedet, da habe ich ihn überhaupt erst kennengelernt. Er fasziniert mich bis heute; da bin ich allerdings nicht der Einzige. Diese optimistische Ehrlichkeit! Er war eine Person, die immer das Gerechte und Richtige suchte, die Menschen dafür begeistern und sich dafür Mehrheiten verschaffen konnte.

Ihr Verhältnis zu einem anderen großen Hamburger Sozialdemokraten war etwas anders. Das stimmt. Helmut Schmidt und ich waren sehr verschieden, hatten aber auch wieder viel Gemeinsames. Schmidt fand meine Art, Politik zu machen, vielleicht zu sehr bestimmt von Zukunftsvorstellungen. Und ich finde, gerade die braucht man. Auf der anderen Seite hatten wir beide ein starkes intellektuelles Bedürfnis, die Dinge der Zeit zu kennen und zu durchdenken und auch darüber zu streiten, bevor wir politische Entscheidungen treffen würden. Ich habe seinen Intellekt immer sehr geschätzt. Als er mich 1974 aus dem Bildungsministerium entließ, machte er aus meiner Sicht einen Fehler. Denn er wollte mehr Ruhe an der Bildungsfront haben, aber wir brauchten doch – und brauchen bis heute – gerade dort mehr Bewegung!

Einige Empörung erregte die nach Schmidt benannte Universität der Bundeswehr in Hamburg, als sie ein Bild von Schmidt in Wehrmächtsuniform abhängen ließ. Wie fanden Sie das? Schwachsinnig. Der Mann war eben damals in der Wehrmacht: Warum sollte man ihn dann nicht so zeigen dürfen? Und: Was sollte er denn auch damals anderes machen?

„Der Helden Söhne werden Taugenichtse“, hat Goethe gesagt. Weder auf Sie noch Ihren Bruder Christoph, den Dirigenten, trifft das zu. Was hat Ihr Vater Ihnen mitgegeben für Ihren Weg durch das Leben?

Für mich zwei Dinge: Seit Beginn meines lesenden Lebens, das war etwa mit fünf, haben er und meine Mutter mich Geschichte gelehrt. Klassische Sagen zunächst, kleine Biographien und schließlich Geschichtsbücher in Massen. Das hat mich immer begleitet. Manchmal frage ich mich, warum ich nicht Historiker geworden bin. Das ist das eine. Und dann hat er vielleicht meinen Versuch, Gerechtigkeit zu üben – und zu denken – geprägt. Es gibt heute zwar keine Gefahren, keine Bedrohung, wenn man sich gegen den Mainstream stellt, aber Gelegenheiten genug. Ich habe immer wieder Leute verteidigt, denen aus meiner Sicht Unrecht geschah, zum Beispiel Thilo Sarrazin oder Martin Walser oder den Historiker Ernst Nolte oder den Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger. Das habe ich, so denke ich, zu Hause gelernt – von Vater und Mutter.

Sie waren lange Bundestagsabgeordneter, Bundesminister und Erster Bürgermeister von Hamburg. In dem schon zitierten Brief an Sie zum 15. Geburtstag schreibt Ihr Vater über die Wahl eines Berufs, „das Schönste, was ein Mann von seinem Beruf sagen kann“, sei es, dass er sich aus innerem, nicht auf Intellekt beruhendem Antrieb dazu berufen fühle. Können Sie das über Ihren Beruf als Politiker sagen?

Ja. In Amerika, nachdem ich im Jahr 1953 die Yale Law School absolviert hatte, riet man mir, dort zu bleiben. Aber ich wusste, ich gehöre nach Deutschland. Ich wollte hier aufbauen. Politik war immer mein Ziel. Und das für Deutschland zu tun, für das Vaterland. Eben das Land auch meines Vaters.



Porträts auf dem Schreibtisch: Hans von Dohnanyi (links und rechts), Dietrich Bonhoeffer (Mitte links), Klaus Bonhoeffer (Mitte rechts)



ENTDECKE DIE HOTELS
*15% ERMÄSSIGUNG ODER EIN KOSTENLOSES ABENDESSEN IN TEILNEHMENDEN HOTELS



GRATIS
KOSTENLOSE ALTSTADTTOUR MIT SANDEMANN'S NEW EUROPE

1 SHOT GRATIS
1+1 AUF AUSGEWÄHLTE SEGWAY-TOUREN

JETZT BUCHEN!
WWW.EXP-JLM.COM



Der Vater als Vogelscheuche:
Hans Franks Mantel soll
nicht nur die Kormorane
am Fischteich vertreiben.
Er dient beim täglichen Bad
auch als eine Art Mahnmahl.

VERACHTUNG

Wie geht man mit einem Vater um, der Nazi und Massenmörder war?
Niklas Frank schreibt sich die Wut über Hans Frank von der Seele.

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Daniel Pilar

Vor einiger Zeit bekam Niklas Frank einen Anruf aus den Vereinigten Staaten. Ob er Interesse an einem Mantel seines Vaters habe, fragte ihn eine Frau am Telefon. Sie konnte auch berichten, wie der Mantel über den Atlantik zu ihr gekommen war. Er war ein Souvenir von dem Lieutenant der 7. US-Army, der Niklas Franks Vater am 4. Mai 1945 in Schliersee in Oberbayern festgenommen hatte. Memorabilia aus dem „Dritten Reich“, schon gar, wenn sie von einer sogenannten Nazi-Größe stammen, werden normalerweise teuer gehandelt. Niklas Frank kaufte das vermeintliche Andenken für nur 500 Dollar.

Nun hängt das gute Stück nicht etwa in einem Schrank bei ihm zu Hause und wird gepflegt und gehütet. Niklas Frank hat aus dem Mantel, der vermutlich aus

Hirschleder ist, eine Vogelscheuche gemacht. Sie soll die Kormorane an dem kleinen Badesee mit Fischen im Garten verschrecken. Und das tut der Mantel auch.

„Gehen wir in die Werkstatt“, sagt Niklas Frank zur Begrüßung. „Nehmen Sie den Kaffee mit.“ In der Werkstatt darf der Achtundsiebzigjährige rauchen. Und er raucht Kette, allerdings erst wieder, seit er 65 geworden ist. Schon einmal war er Kettenraucher, doch als die Tochter 1966 zur Welt kam, sagte seine Frau zu ihm: „Wenn Du mit dem Rauchen aufhörst, dann schenke ich Dir zum 65. ein goldenes Zigarettenetui.“ Er bekam mit 65 das Etui.

„Zum 75. hat sie mir ein Klavier geschenkt.“ Nun bringt er sich das Klavierspielen bei. Das E-Piano steht in seinem Arbeitszimmer, gleich vorne rechts in dem mit Reet gedeckten wunderschönen alten Haus in der Wilstermarsch nördlich von Hamburg. In seinem Büro, links über dem Klavier, hängt das einzige Bild des Vaters, das es an eine Wand im Hause Frank geschafft hat: Es zeigt den Angeklagten Hans Frank mit dunkel getönter Brille als Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg.

Was empfindet Niklas Frank, wenn er an seinen Vater denkt? „Verachtung“, sagt Niklas Frank. Und dann fügt er nach einem Zug aus der Zigarette hinzu: „Ich habe ihn nie leiden können.“ Schon als kleiner Bub sei das so gewesen. Dabei erfuhr er erst viel später, wer der Vater wirklich war. Offiziell war Hans Frank, Jahrgang 1900, im Zweiten Weltkrieg Hitlers Generalgouverneur im besetzten Polen. In die Geschichte aber ging er als „Schlichter von Polen“ ein, der für vier Vernichtungslager und damit maßgeblich für die „Endlösung der Judenfrage“ verantwortlich war: Belzec, Majdanek, Sobibor, Treblinka. Für seine Verbrechen gegen die Menschlichkeit wurde er am 16. Oktober 1946 durch den Strang hingerichtet.

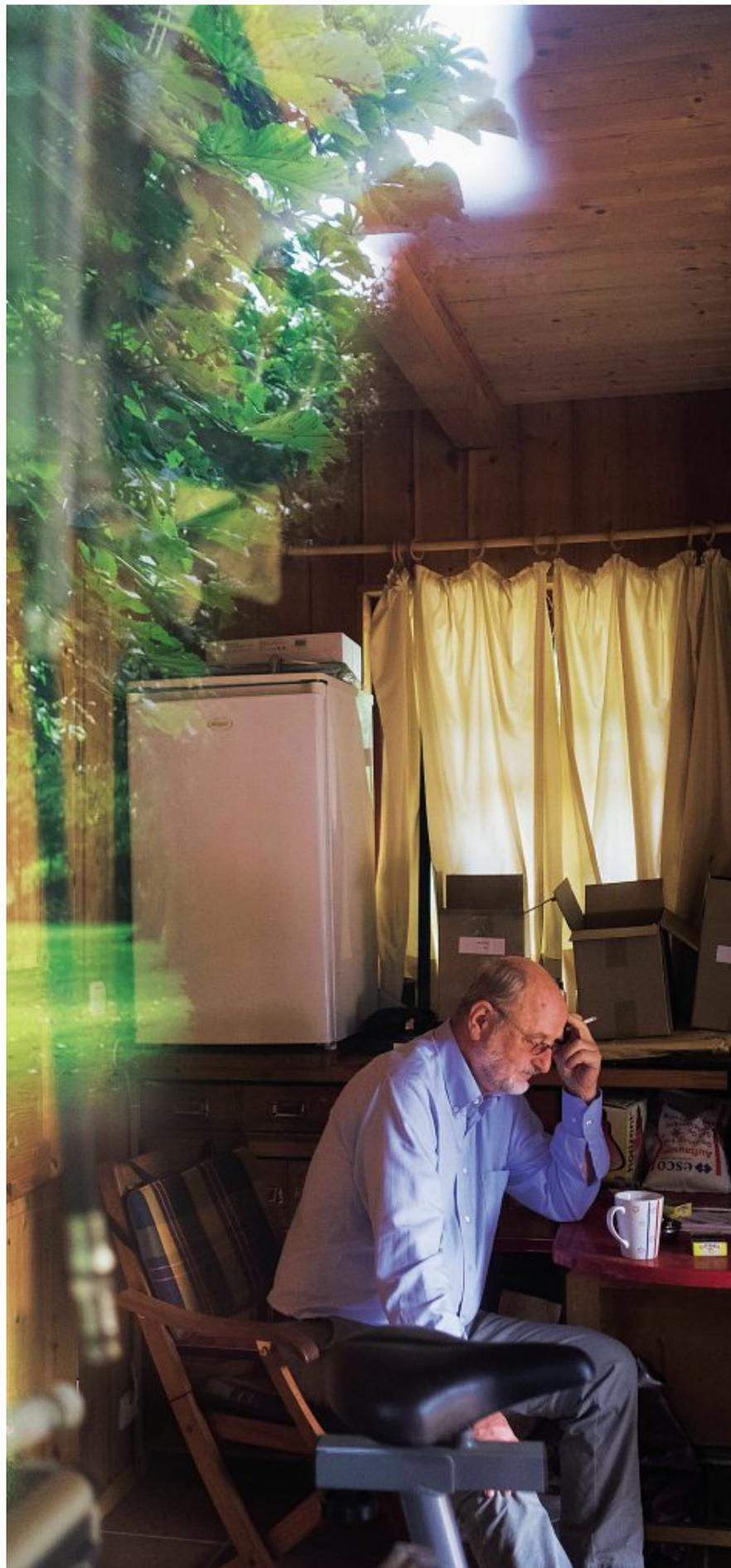
Warum mochte aber schon der kaum Dreijährige seinen Vater nicht? „Das kann ich Ihnen sagen“, sagt Niklas Frank. „Eine meiner ersten Erinnerungen war eine Zurückweisung.“ Sie verstörte das jüngste der fünf Kinder nachhaltig. „Es war im Schloss Belvedere in Warschau“, erzählt Niklas Frank. „Ich lief um einen großen runden Tisch hinter meinem Vater her, weil ich unbedingt in seine Arme wollte. Vati aber lief vor mir weg und rief nur: ‚Was willst du denn? Du gehörst doch gar nicht zur Familie. Du bist doch ein Fremdi.‘“ Wie ein Schlosshund habe er gehault. Das „Fremdi“ habe ihn jahrelang verfolgt. Erst



FOTO PRIVAT

Vater und Sohn: Hans Frank mit Niklas im Jahr 1939





Er hat den Vater nie gemocht: Niklas Frank in seiner Werkstatt neben dem Haus in der Wilstermarsch

später erfuhr er, dass Hans Frank tatsächlich glaubte, sein Freund Karl Lasch, mit dem seine Frau eine Affäre hatte, sei der Vater von Niklas.

Der Sturmbannführer Karl Lasch hatte im besetzten Polen als Handlanger von Hans Frank Karriere gemacht. Lasch galt als erbarmungsloser Antisemit, der sich am Hab und Gut der von ihm in die Konzentrationslager deportierten Juden bereicherte. Als er im Juni 1942 auf Betreiben Heinrich Himmlers wegen „Korruption, Schiebergeschäften und Devisenvergehen“ wohl erschossen wurde, sagte Hans Frank zu seiner Frau Brigitte: „Jetzt ist Nikis Vater tot.“ Die Mutter sei empört gewesen und habe ihren Mann gezwungen, die Vaterschaft nicht mehr in Frage zu stellen, erzählt Niklas Frank.

Der Sohn fühlte sich aber weiter ungeliebt. Auch wenn er sich an zumindest eine zärtliche Begebenheit aus früher Kindheit erinnern kann: Der Vater rasierte sich und machte seinem Sohn, der ihm neugierig dabei zuschaute, einen Klecks Rasierschaum auf die Nase.

Das war im Wawel, der einstigen Residenz der polnischen Könige in Krakau. Die gigantische Burganlage auf einem Hügel über der Weichsel war für den kleinen Niklas ein herrlicher Spielplatz. „Mein Vater galt ja als König von Polen. Und so war ich der Prinz von Polen und hatte eine Riesengaudi.“ Er spielte in der Kathedrale zwischen den Gräbern der polnischen Könige, fuhr auf einem Kinderauto den Gästen des Vaters gegen die Schienbeine und machte sich einen Spaß daraus, den Diener Johann („Der hieß wirklich so!“) treppauf und treppab zu jagen.

Was um ihn herum Schreckliches geschah, bemerkte er nicht. Die Ausfahrt mit der Mutter im Mercedes samt Chauffeur ins Krakauer Getto, bewacht von der SS, war für ihn genau so ein Spaß wie der Besuch in der Außenstelle eines Konzentrationslagers. Im Mercedes streckte er traurig dreinblickenden Kindern im Getto die Zunge heraus, während die Mutter Schmuck und Pelzmäntel „einkaufte“. Im anderen Fall nahm ihn sein Kindermädchen Hilde in das mit Stacheldraht umzäunte Außenlager eines KZs mit. Einer der Bewacher sei wohl Hildes Liebhaber gewesen, sagt Frank, der sich den Ausflug nicht anders erklären kann. Die Wachleute hätten für ihn abgemagerte Häftlinge auf einen Esel gesetzt, das Tier dann erschreckt, so dass es Bocksprünge machte und die Männer in den Dreck fielen. „Ich fand das unbändig lustig.“ Zum Abschied bekam er noch einen leckeren Kakao.

Die Erinnerungen trug Niklas Frank mehr als 40 Jahre lang mit sich herum, bevor er sie sich von der Seele schrieb. „Der Vater. Eine Abrechnung“ erschien 1987. Das Buch tippte er auf der Schreibmaschine, einer Erika aus den vierziger Jahren, auf der schon seine Mutter die Memoiren des Vaters aufgeschrieben hatte. „Im Angesicht des Galgens“, erschienen 1953 im Eigenverlag, basierte auf den Aufzeichnungen, die Hans Frank in seiner Nürnberger Zelle verfasst hatte. Es wurde ein „geheimer“ Bestseller, der unter der Hand von Brigitte Frank verkauft wurde und ihr wieder einigen Wohlstand ermöglichte, nachdem sie mit ihren Kindern nach dem Krieg zunächst in bitterer Armut leben mussten.

Die schonungslose Abrechnung des Sohns hingegen schlug ein wie eine Bombe. Nicht nur in der Familie Frank. Seine älteren Geschwister, die in dem Vater ein eher unschuldig Opfer und keinen Kriegsverbrecher sahen, lehnten das Buch ab. Auch viele Leser sahen in dem Autor einen „Nestbeschmutzer“, der beschimpft gehörte. „Was auch immer Hans Frank getan haben mag, seine größte ‚Schandtat‘ besteht zweifellos in der Zeugung dieses pervertierten Monstrums Sohn“, schrieb ein Leser.

Allerdings langt der Sohn auch kräftig zu: „Das Knacken Deines Genicks ersparte mir ein verkorkstes Leben“, heißt es da zum Beispiel, „wie hättest Du mir mit Deinem Gewäsch das Hirn vergiftet. Wie der schweigenden Mehrheit meiner Generation, die nicht das Glück hatte, den Vater gehenkt zu bekommen. Deshalb bin ich froh, Dein Sohn zu sein.“ Besonders viel Aufsehen erregte eine Stelle im Buch: Niklas Frank beschreibt, wie er als Jugendlicher onanierte, während er sich die Hinrichtung seines Vaters vorstellte: „Ich mochte Dein Sterben. Ich legte mich nackt hin, auf das stinkende Linoleum der Toilette, die Linke am schlaffen Glied, und mit einer leichten Rubbelbewegung fing ich an, Dich zu sehen ... und dann führten sie Dich die 13 Stufen – Symbolik muss sein – hinauf, die Haube drüber, den Strick um den Hals und ab in die Ewigkeit. Dafür krieg ich den Orgasmus.“

Niklas Frank lacht, wenn er sich an die Aufregung erinnert. „Ich wollte natürlich auch ein bisschen provozieren.“

ren.“ Für ihn sei es ein notwendiger Kampf gegen den Vater gewesen, der ja erst dafür gesorgt habe, dass er „all diese Scheißbilder im Kopf“ habe und nicht los werde. „Ihn verbal in den Dreck zu ziehen war ein ungeheures Triumphgefühl.“ Das jugendliche Onanieren erklärt er sich ebenfalls als Zeichen gegen den Vater: Im Gegensatz zu ihm war er eben noch am Leben.

Seine Geschwister hätten nicht so viel Glück gehabt. Sie zerbrachen am Vater und an der Mutter. Seine älteste Schwester Sigrid, Jahrgang 1927, sei eine Anhängerin des Apartheid-Regimes in Südafrika gewesen. Dort lebte sie auch bis zu ihrem frühen Tod. „Den Holocaust hielt sie bis zuletzt für eine Lüge“, erzählt Niklas Frank. Brigitte, Jahrgang 1935, wollte nicht älter als der Vater werden. Sie brachte sich 1981 mit 46 Jahren um.

„Ich selbst habe mir dagegen schon als Jugendlicher vorgenommen, älter als der Vater zu werden, und sei es nur um eine Sekunde“, sagt Niklas Frank. Sein Bruder Michael, NPD-Mitglied, starb ebenfalls früh – mit 53. Und Norman, der Zweitälteste, der 2009 mit 80 Jahren starb, war alkoholkrank. Ihm hat Niklas Frank postum ein Buch gewidmet: „Bruder Norman! Mein Vater war ein Naziverbrecher, aber ich liebe ihn“ erschien 2013. Darin konfrontiert er den elf Jahre älteren Bruder mit den Greueln des Vaters, die Norman Frank jahrzehntlang zu verdrängen versucht hatte. „Das war für ihn das Schlimmste: Der Vater, den er liebte, war ein Ungeheuer.“

Irgendwann machte Niklas Frank beim Schweigekartell namens Familie nicht mehr mit. Warum er erst 1987 zum „Vatermörder“ wurde, wie ihm vorgehalten wurde, weiß er nicht genau. Allerdings habe er schon mit 22 Jahren zu seiner späteren Frau gesagt, dass er eines Tages über seinen Vater schreiben werde. „Ich wollte einfach nicht, dass meine Eltern mir mein Leben kaputt machen. Ich wollte erst ein eigenes Leben haben.“ Und so lebte Niklas Frank fast ein halbes Jahrhundert, ohne dass jemand ahnte, wessen Sohn er war, nicht einmal im Carl-Hunnius-Internat in Wyk auf Föhr, das damals auch die beiden Söhne des gleichfalls in Nürnberg gehängten Reichsaußenministers Joachim von Ribbentrop besuchten. „Wir gingen uns aus dem Weg“, sagt Niklas Frank.

Nach dem Abitur studierte er, wie Vater und Großvater, erst Jura, wechselte dann zu Geschichte und Latein, schließlich zu Soziologie und Germanistik. Nach dem Studium begann er, als Journalist für das Herrenmagazin „Er“ zu arbeiten. 1973 ging er als Leiter des Kulturressorts zum „Playboy“, danach zur „Welt am Sonntag“, schließlich zum „Stern“. Dort erlebte er den vermeintlichen Coup der Hitler-Tagebücher mit. Sein „Stern“-Kollege Gerd Heidemann, der die Tagebücher für die Zeitschrift erwarb, habe ihm auch einmal eine Pistole gezeigt, mit der sich Hitler erschossen haben soll, daran ein Zettel mit der Unterschrift Martin Bormanns. „Wo die wohl geblieben ist“, sagt Niklas Frank und lacht.

In seinen letzten Jahren für den „Stern“ war Frank viel im Ausland im Einsatz: Irak-Krieg, Balkan-Krieg, der Unabhängigkeitskrieg in Namibia. „Dort habe ich den größten Leichenhaufen meines Lebens gesehen“, erzählt der einstige Kriegsberichterstatter. Nach den Terroranschlägen am 11. September 2001 hatte er einen Zusammenbruch und litt unter einer posttraumatischen Belastungsstörung. „Plötzlich kam alles hoch, all das Morden und die Toten, die ich über die Jahre gesehen habe.“

Eine weitere Abrechnung veröffentlichte er 2005, dieses Mal über die einstige „Königin von Polen“. In „Meine deutsche Mutter“ schildert Niklas Frank, wie die 1895 geborene Brigitte Herbst zu der Frau wurde, die er, wie sie kurz vor ihrem Tod ihm gegenüber feststellte, „nie gemocht“ hatte. Kalt und herzlos sei sie gewesen. Ihre Kinder waren nur Mittel zum Zweck, Teil ihrer Karriere im „Dritten Reich“, um ihren Mann an sich zu binden. Sie selbst ging fremd und genoss den „Hofstaat“ ihres Mannes. Sie wusste, was im Generalgouvernement und darüber hinaus geschah. Ende 1944 verließ sie Polen mit ihren Kindern und überstand den Krieg am Schliersee.

Im Januar 1945 kam auch der Vater zurück nach Oberbayern. Sehnsüchtig erwartet hatte ihn Niklas Frank nicht. Zur Begrüßung habe er, noch keine sechs Jahre alt, die Lesebrille des Vaters genommen und beide Bügel abgebrochen. „Dabei sah ich ihn ruhig an. Er war völlig baff, dann gab er mir eine Ohrfeige.“

Im Mai wurde Hans Frank verhaftet und nach Nürnberg gebracht. Einen Tag später wurde das Haus der Franks am Schliersee geplündert. Fortan war die einstige Herrlichkeit vorbei. Der Vater gab sich geläutert, sprach



Auf der Anklagebank: Hans Frank, am unteren Rand des oberen Bildes mit Kopfhörern zu sehen, sitzt im Nürnberger Gerichtssaal neben Hermann Göring (von links), Rudolf Heß, Joachim von Ribbentrop, Wilhelm Keitel und Alfred Rosenberg. Auf dem Familienbild steht der kleine Niklas zwischen Vater und Mutter sowie seinen älteren Geschwistern Norman, Sigrid (hinten), Brigitte und Michael (rechts).

Familienstück: Auf dieser Schreibmaschine entstanden 1953 schon die Memoiren von Hans Frank, aufgezeichnet von seiner Frau. Mitte der achtziger Jahre tippte Niklas Frank auf ihr seine Abrechnung mit dem Vater.



sogar ein Schulbekenntnis vor Gericht („Tausend Jahre werden vergehen und diese Schuld von Deutschland nicht wegnehmen“), das ihm den Hass der meisten Mitangeklagten einbrachte, auch wenn er den Satz wieder relativierte. „Für meine Mutter war vor allem wichtig, dass ihr Mann in der ersten Reihe saß. Darauf war sie mächtig stolz.“ Als Frank dann aber bei den Übertragungen aus dem Gerichtssaal oft nicht gezeigt wurde, weil er doch nicht so bedeutend war wie der viel prominenter plazierte Hermann Göring, ärgerte sie sich.

Einmal noch durfte der Sohn den Vater sehen – kurz vor der Urteilsverkündung. Mit ihm geredet hat er nicht mehr. Einen Tag vor seinem Tod schrieb ihm der Vater einen letzten Gruß in sein Gebetbuch: „Ewig bete ich für Dich, mein Nicki.“ Das sei die letzte Enttäuschung gewesen, die der Vater ihm zufügte. „Nicht mal meinen Namen konnte er richtig schreiben. Alle wussten doch, dass sich Niki ohne c schreibt.“

Dass der Vater im Gefängnis noch katholisch wurde und unter dem Galgen Gott bat, „ihn gnädig zu empfangen“, nennt der Sohn „frommes Theater“. Er habe sich ja nur die Hilfe des Papstes versprochen, im Glauben daran, ein Gnadenbuch von Pius XII. könnte sein Leben noch retten. Allerdings wurden auch die Frankschen Kinder direkt nach dem Krieg katholisch getauft.

Im Mai 1947 wurde die Mutter wegen „Flucht- und Verdunklungsgefahr“ verhaftet. Drei Monate saß sie mit den anderen Frauen der Hauptkriegsverbrecher, unter ihnen Emmy Göring, Ilse Heß, Margarete Frick und Henriette von Schirach, in einem Lager bei Augsburg. Die Mutter sei braungebrannt nach Hause gekommen, erzählt Niklas Frank. Kinder, habe sie gesagt, das war mein schönster Urlaub. Wie absurd und skandalös die Entnazifizierung meist vonstatten ging, hat Frank in seinem bislang letzten Buch zusammengetragen. „Dunkle Seele, feiges Maul“ handelt von Prominenten wie Lina Heydrich, Oskar von Hindenburg, Emmy Göring und Winifred Wagner, aber auch von unbekanntem Nazis, die ohne Reue im demokratischen Deutschland weiter leben konnten, als wäre nichts geschehen.

„Man hätte die Nazis dazu bringen müssen, über ihre Feigheit zu sprechen“, sagt Niklas Frank. Auch er selbst kämpfe schon sein ganzes Leben gegen seine innere Feigheit an, die er, da ist er sich sicher, vom Vater geerbt haben muss. Darum auch hat er den toten Hans Frank immer dabei: Neben Bildern von Frau, Tochter und den drei Enkeln, zehn, zwölf und 14 Jahre alt, steckt in seiner Jacke ein Foto des erhängten Vaters. Es dient ihm zur Selbstvergewisserung, dass der wirklich tot ist.

„Doch wenn ich zum Schwimmen gehe und den Mantel im Garten sehe, denke ich: Du Hund, Du lebst ja immer noch.“

„Väter wollen heute mehr vom Kind mitkriegen“

Geschlechterforscherin Paula-Irene Villa über sich wandelnde Rollen, die Erwerbsarbeit von Frauen, die Mühen der geteilten Elternschaft und die Frage, wer den Müll runterbringt

Frau Villa, Mütter und Väter teilen sich berufliche und familiäre Aufgaben heute häufiger als früher. Welche Folgen hat das für die Familie?

Wenn diese Aufteilung stattfindet, führt das zu einer Pluralisierung von Rollen und einer Entgeschlechtlichung vieler Tätigkeiten. Damit ist nicht die Abschaffung des Geschlechts gemeint. Aber es steht nicht mehr qua Gebärmutter oder Penis fest, welche Tätigkeiten für wen überhaupt in Frage kommen. Die Entgeschlechtlichung betrifft ganz unterschiedliche Ebenen – die berufliche wie die private, bis hin zu Fragen der Kleiderwahl. Die am Geschlecht orientierte Vorstrukturierung von Aufgaben in Familien besteht ja darin, dass es selbstverständlich erwerbstätig waren, während in Westdeutschland das bürgerliche Ernährerprinzip normativ und empirisch dominant war. Unterschiede bestanden in West- und Ostdeutschland vor allem in Bezug auf die Mütter, wobei sie auch in der DDR das Gros der Care-Tätigkeiten und Hausarbeit übernommen haben. Die Vaterrolle war dort insofern nicht so anders als im Westen.

Wie hat sich die Vaterrolle verändert?
Wenn man es empirisch genau nimmt, muss man sagen: So viel hat sich nicht verändert. Junge Männer wollen es häufig anders machen als ihre eigenen Väter. Das ist in Westdeutschland ein ziemlich durchgängiges Motiv. Sie wollen aktiver in der Vaterrolle sein, mehr mitkriegen vom Kind und liebevoller sein, als sie es selbst erlebt haben. Sie wollen den Kindern mehr ein Gefährte als eine respekt- oder gar angsteinflößende Autorität sein. Werdende Väter sind auch stark an einer egalitären Teilung von Freud und Leid des Sich-Kümmerns orientiert. Einerseits.

Und andererseits?
Wenn es dann real wird, also das Kind geboren ist und etwa die Entscheidung ansteht, weniger im Beruf zu arbeiten, dann beobachten wir eine starke Retraditionalisierung. Selbst die Väter und Mütter, die es sich anders vorgestellt haben, fallen häufig in Muster zurück, die sie eigentlich nicht wollten. Ein verbreitetes Phänomen ist dann die Behauptung, dieser Vorgang habe nichts

mit Geschlecht, Gesellschaftsstrukturen oder Rollenbildern zu tun. Die Rede ist von einer „bewussten Entscheidung, weil es so für uns das Beste war“. Und das stimmt ja auch – die Entscheidung war sicher authentisch und individuell. Das ökonomische Kalkül stützt oft noch die bekannte Rolle des Vaters als Ernährer und der Mutter als Kümmernde. Dabei werden die institutionellen Mechanismen übersehen, die eine traditionelle westdeutsche Form nach wie vor begünstigen.

Worin bestehen die Unterschiede zwischen Ost und West?

Das ostdeutsche Elternmodell sah vor, dass beide – Vater und Mutter – gleichermaßen erwerbstätig waren, während in Westdeutschland das bürgerliche Ernährerprinzip normativ und empirisch dominant war. Unterschiede bestanden in West- und Ostdeutschland vor allem in Bezug auf die Mütter, wobei sie auch in der DDR das Gros der Care-Tätigkeiten und Hausarbeit übernommen haben. Die Vaterrolle war dort insofern nicht so anders als im Westen.

Machen sich die Unterschiede heute noch bemerkbar?



Paula-Irene Villa ist Professorin für Allgemeine Soziologie und Gender Studies am Institut für Soziologie der LMU München

Die Erwerbsquote von Müttern in Ostdeutschland ist noch immer deutlich höher als im Westen, und die Infrastruktur für Kinderbetreuung ist im Osten stärker ausgebaut. Sachsen hat etwa eine Hortplatzgarantie für Grundschul Kinder. Insgesamt ist die kulturelle Selbstverständlichkeit von Müttern in Erwerbsarbeit in Ostdeutschland nach wie vor deutlicher als im Westen, wo für Mütter stärker ein Entweder-Oder gilt.

Sie sagen, dass sich die Vaterrolle weniger geändert hat, als gemeinhin angenommen wird. Woran machen Sie das fest?

Deskriptiv-statistische Untersuchungen nehmen etwa in den Blick, wie viel Elternzeit Väter nehmen, in welchen Monaten nach der Geburt und in welcher Jahreszeit. Skandinavische Studien zeigten, dass Väter dort vor allem in den Sommermonaten Elternzeit nahmen, wenn die Familie in den Urlaub fährt. Das hat sich aber auch dort geändert. Auch in Deutschland ist es nicht unüblich, während der Elternzeit des Vaters zu reisen, anstatt einen Alltag zu etablieren. Über die statistischen Untersuchungen hinaus finden in der Forschung vielfach Gespräche mit jungen Vätern statt, in denen es etwa um diese Fragen geht: Wie ist der Tagesablauf, wer holt das Kind von der Krippe ab, wer steht nachts auf, wie organisiert ihr eure Freizeit?

Sind Väter heute emotionaler?

Das Idealbild von Männlichkeit hat sich verändert. Zu einem positiven Bild von Männlichkeit gehört immer mehr auch Fürsorgefähigkeit. Es ist nicht mehr automatisch unmännlich, sich zu einem Kind hinabzubeugen, sich auf Augenhöhe zu begeben. Es geht nicht mehr nur darum, ein Kind zu haben, das gut gedeiht, sondern auch darum, gerührt zu sein, wenn das Kind sich eine Schramme holt oder wenn es Angst vor Monstern unterm Bett hat. Das kann man auch daran sehen, wie eine Figur wie Mark Zuckerberg als Vater von zwei Kindern in die Öffentlichkeit tritt. Dass das

strategischen Zwecken folgt – geschenkt! Figuren wie er oder Barack Obama verkörpern einen neuen Mann, der auch mal weint. Zu einer guten Vaterschaft gehört es jedenfalls nicht mehr nur, gutes Geld nach Hause zu bringen, einen Schlag in den Nacken für die Disziplin zu geben und Naturwissenschaften zu pauken.

Spielt der Vater für Kinder deshalb heute eine wichtigere Rolle?

Wenn ich an Romane, Sachbücher oder historische Quellen denke, dann ist die Vaterfigur für Kinder auch historisch, mindestens in der Moderne, ganz wichtig gewesen, die Anerkennung durch ihn, die Auseinandersetzung mit ihm. Der Vater verkörpert gesellschaftliche Normen. Heute ist das sicher anders, könnte man trivialerweise sagen: Der Vater ist heute auch ein Individuum mit Emotionen und Bindungen. Dass er wichtiger ist, glaube ich aber nicht.

Wie wirken sich die Veränderungen auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern aus?

Die meist undramatische alltägliche Auseinandersetzung zwischen den Partnern wird essentiell, das bekommen auch die Kinder mit. Wenn es eine geteilte Elternschaft geben soll, müssen sich die Partner darüber einigen, wer gerade mehr Zeit hat, den Müll runterzubringen oder zum Elternabend zu gehen. Diese Verhandlungen sind bisweilen anstrengend, aber sie bedeuten erst mal eine große Freiheit. Und auch eine Lust!

Wie neu sind die neuen Väter eigentlich?

Sie begleiten mich, seitdem ich 1988/89 angefangen habe zu studieren. Dass die Debatte bis heute andauert, zeigt, dass sich langsamer etwas tut, als man meint. Das liegt auch daran, dass es nicht allein um individuelle Entscheidungen geht, sondern strukturelle berufliche oder ökonomische Fragen entscheidend sind. Auch habituelle Muster, derer sich Eltern nicht bewusst sind, spielen eine große Rolle.

Die Fragen stellte Marlene Grunert.

FOTO PRIVAT

Machen Sie es persönlich.



Belice setzt Ihre kreativen Kräfte frei.

Entdecken Sie die unbegrenzten Möglichkeiten des Programms, von Elementen bis zu Armlehnen, Gestellen und Accessoires. Beginnen Sie mit diesem Entwurf von Beck Design und erschaffen Sie Ihre eigene Atmosphäre und Ihren idealen Komfort. Mit Belice gestalten Sie Ihre Inneneinrichtung persönlicher denn je.

Entdecken Sie alle Möglichkeiten von Belice bei Ihrem Leolux-Partner in Ihrer Nähe oder besuchen Sie das Leolux-Designcenter in 47800 Krefeld, Elbestraße 39. Oder stellen Sie sich mit dem Leolux Creator auf www.leolux.de Ihren eigenen Entwurf zusammen. Hier können Sie auch das Leolux-Jahrbuch anfordern.

leolux
Just imagine

AAACHEN-EILEND Krütgen - ASPERG Einrichtung Knapp - BAMBERG Ducke Inneneinrichtung e.K. - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen GmbH - BERLIN Kuhlmei, Oliver GmbH - BERLIN Kusian Einrichtungshaus GmbH - BERLIN Lakeside Interiors GmbH - BONN HBR Hesbo - BONN Mambo GK-Möbel-Handels-GmbH - BRAUNSCHWEIG Wohndesign A + R GmbH - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann - BRUCKMÜHL Ergonovo City GmbH - CHEMNITZ Möbelgalerie Tuffner - DATTELN Meyer Möbel GmbH - DREIEICH Dietrich Möbel GmbH - DRESDEN ProSitzzen-Studio KS Handel und - ESSLINGEN Profi Einrichtungen - FRICKENHAUSEN single möbelforum GmbH - FRIEDBERG Segmüller GmbH & Co. KG - GARBSEN Hesse Möbel GmbH - GEORGMARIENHÜTTE Dransmann B. Jun. GmbH - GERA Polstermöbel Outlet - GÖTTINGEN Einrichtungshaus Möbel Günther - GROSS GERAU Möbel Heidenreich GmbH - HALTERN Möbel und Handwerk - Dübber GmbH & Co. KG - HAMBURG Hühner - studio Scharbach - HAMBURG BERGENDORF Markt Einrichtungen - HEIDE Raumkonzepte R. Zechen - HEMMINGEN WESTERFELD Böhm Möbel GmbH - HERKHEIM Einrichtungshaus Weber GmbH & Co. KG - HOYSBAUERS Sitta Einrichtungshaus - ILLINGEN Möbel Dörrenbacher - KLSFELD Hüger-Einrichtungen GmbH - KAARST Hüger Raum und Design GmbH - KASSEL Wohnfabrik Möbelvertrieb GmbH - KIEL Dela Möbel GmbH & Co. KG - KLEVE Rexing Einrichtungshaus - KÖLN Pfannes & Vitrlich GmbH - KÖLN Pfannes & Vitrlich GmbH - KÖLN-MARSFELD Trösser GmbH & Co. KG - KONSTANZ Einrichtungshaus Fretz - KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann KG - KREFELD Design International by Sascha Haag - KREFELD-HÜLS Raumaussattung Feldmann - KUNZELSAU-GAISBACH Schmezer GmbH Einrichtungshaus - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGERWEHE Möbel Hertel GmbH & Co. KG - LASTRUP Kösters GmbH - LAUCHRINGEN Möbel Dick GmbH - LÜBECK Inform - Einrichtungen - MAULBURG Einrichten Schwelger - MÖNCHENGLADBACH Tellmann Einrichten & Gestalten - MÖNCHENGLADBACH-WICKRATH Frank Zimmermanns kreatives Wohnen - MÜLHEIM AN DER RUHR Partenhaimer GmbH - MÜNSTER Elvir Cavkic Wohnen & Schlafen - NEUWIED Die Wohnfabrik - NÜRNBERG Eichhorn Wohnen - PARSFELD Segmüller GmbH & Co. KG - PFÖRZHEIM Dieter Horn, Intern. Wohnbedarf - POTSDAM Designetagen GmbH - PULHEIM Einrichtungshaus Segmüller - RIEBESG Knaup individuelles Wohnen - SINDELINGEN Holmeister Siedelungen - SÖLINGEN Demby-Wohnen - SPEYER richard J. maurer wohndesign - STADTHAGEN Göbel "the living company" - STOCKACH Möbel Stumpff - SÜNDERHAUSEN der Wohnkultur - SYKE Wagner Wohnen GmbH - TONINGVORST Möbel Klaus GmbH - TRIER Möbel Schmitt GmbH - VIERSEN Möbel Klinkhamels - WEIDEN Kaspar Einrichtung GmbH & Co. KG - WEITERSTADT Segmüller GmbH & Co. KG - WETZLAR Möbel Schmidt Natürlich Wohnen - Wiesbaden-Sonnenberg Möbelhaus Vogel - WIESLOCH Weckesser Wohnen GmbH - WORMS Westfalla Möbel Peock GmbH



Ich liebe es, meinen Vater Eugen – und manchmal auch meine Mutter – mit Selfies zu irritieren. Er hat viele Gesichter dafür und wenig Geduld. Manchmal lacht er aber auch, zum Beispiel, wenn er (auf der rechten Seite links oben) zum ersten Mal das Tattoo sieht, das ich mir stechen ließ. Es ist sein Textbild „die vokale“.

einanderzudrehen und aufeinandereinstellen



Quasi ein Selfie: mit Vater (Text) und admirador (Viktor)

Auftritte mit dem Herrn Papa sind rar, weil die Kalender nicht viele Lücken bieten. Dieser Zweiundneunzigjährige ist an 150 Tagen im Jahr unterwegs, im Einsatz für konstruktiv-konkrete Kunst. Wenn wir uns sehen, mache ich also gleich ein Selfie mit ihm.

Von Nora Gomringer



FOTO ROLAND REEFF



Herr Sonneborn, Sie wollten Ihren knapp 80 Jahre alten Vater Anfang des Jahres zum Bundespräsidenten wählen lassen. Engelbert Sonneborn war einer von fünf Kandidaten in der Bundesversammlung im Februar und bekam 0,8 Prozent der Stimmen. Wie geht es ihm heute?

Vielen Dank, es geht ihm sehr gut. Er hat eine ausgedehnte Australien-Reise hinter sich. Ich hatte damals getwittert, dass wir das Wahlergebnis zu 100 Prozent anerkennen würden, wenn mein Vater die Wahl verliert. Das war derselbe Tweet, den Donald Trump abgesetzt hatte. Hätte mein Vater die Wahl gewonnen, hätten wir sie allerdings angefochten. Das hatte seinen Grund, denn mein Vater hatte ja bereits sein Air-Berlin-Ticket nach Australien und zurück und hätte das Amt deswegen gar nicht antreten können. Jetzt ist er zurück, gut erholt, braungebrannt, und man hört eigentlich ähnlich wenig von ihm wie von Frank-Walter Steinmeier. Es scheint beiden gut zu gehen.

Das Schloss Bellevue hatten Sie auch als Alternative zum Altersheim „Bellevue“ in Berlin-Köpenick gedacht.

Ja, genau. Jetzt müssen wir den Scheiß leider selbst bezahlen. Aber das mache ich natürlich gerne.

Was wäre heute anders, wenn Ihr Vater die Abstimmung gewonnen hätte?

Ich habe gelesen, dass Steinmeier fast 20 Vertraute in gut dotierte Positionen im Schloss Bellevue gebracht hat. Das führte wohl zu Unruhe unter den Bediensteten und auch zu Ärger mit der Gewerkschaft. So etwas kann ich für meinen Vater ausschließen, der kennt überhaupt keine 20 Leute. Das wäre also besser gelaufen. Außerdem ist mein Vater sehr fleißig. Es ist nicht so, dass man mit knapp 80 Jahren jeden Tag noch große Reden vom Balkon schwingen muss. Aber ich glaube, etwas mehr als Steinmeier täte er schon. Wir haben kurz überlegt, zur Bundestagswahl ein Plakat zu machen mit einem Bild von Steinmeier, dazu die Zeile: „Faulpelz! Arbeitslager!“ Einfach weil er beruflich weniger tut als seine Kollegen Ex-Bundespräsidenten.

Die Idee, Ihren Vater zum Kandidaten zu machen, soll an dem Tag aufgekommen sein, als Donald Trump seinen Sohn zu seinem Berater machte. Hatten Sie sich auch eine Position unter Ihrem Vater erhofft?

Nein, vielen Dank. Ich bin in Brüssel ganz gut situiert als Europaabgeordneter und arbeite erfolgreich an der Verkleinerung der Europäischen Union. Mit meinem gut dotierten Mandat teste ich seit drei Jahren das bedingungslose Grundeinkommen und konnte bisher absolut noch keinen Nachteil dingfest machen. Meine Arbeit ist auch noch nicht beendet. Die Engländer fliegen jetzt raus, das habe ich geschafft. Aber ich arbeite natürlich weiter an der Verkleinerung. Ich will, dass die ganzen unzurechnungsfähigen osteuropäischen pseudodemokratischen Gebilde die Union verlassen, und ich säge gerade am Ast der Polen, Ungarn und natürlich auch der Iren, weil sie die Steuermillionen von Apple nicht annehmen wollen. Damit wird der Eindruck erweckt, es gehe um ein Europa der Konzerne und nicht der Bürger, und das ist natürlich fatal in solchen Zeiten.

Sie haben vor der Bundesversammlung fast nichts über Ihren Vater erzählt außer dieser Anekdote: „Als mein Bruder und

„Mehr als Steinmeier täte er schon“

Martin Sonneborn über die Präsidentschaftskandidatur seines Vaters Engelbert, die belebende Wirkung der Bundesversammlung und seine Arbeit an der Verkleinerung der Europäischen Union



Martin Sonneborn stellt seinen Vater Engelbert im Februar als Bundespräsidentenskandidaten vor.

ich erstmals wählen durften, beantragte er Briefwahlunterlagen, zitierte uns an den Küchentisch und erklärte uns, wie man CDU wählt.“ Stimmt?

Ja, er kam mit zwei Briefumschlägen ins Esszimmer und hat uns die Wahlzettel erklärt. Das war in den Achtzigern, da gab es noch politische Positionen und Alternativen. Da konnte man noch überlegen, ob man zum Beispiel die SPD wählt. Selbst die Grünen waren ja mal wählbar, als sie jung und idealistisch waren und noch keine Partei der Besserverdienenden, also die FDP des kleinen dummen Manns und seiner Frau. Jedenfalls hat er damals erzählt, dass man SPD und CDU wählen könne. Er wolle uns zwar nicht beeinflussen, aber solange wir die Füße unter seinen Tisch stellten, müssten wir CDU wählen.

Was hat ihm an der CDU gefallen?

Mein Vater war über lange Jahrzehnte hinweg Angestellter im öffentlichen Dienst. Ich wundere mich immer darüber, dass in diesem Land, in dem Merkel eine Politik der Besserverdienenden und der Konzerne betreibt, nach wie vor Leute gegen ihre eigenen Interessen stimmen und CDU wählen. Das war bei ihm genauso. Aber es ist ja auch alles ziemlich unübersichtlich geworden. Kürzlich habe ich mit meinem Vater über das Gesetz zur Privatisierung der Autobahnen gesprochen. Er war der festen Überzeugung, dass durch dieses

Gesetz verhindert wird, dass Autobahnen privatisiert werden. Ich war der Meinung, dass im Gegenteil ermöglicht wird, dass Abschnitte privatisiert werden. Und jetzt lesen wir, dass amerikanische Hedgefonds der schlimmeren Sorte in Deutschland auf der Matte stehen. Aber so ist das heute: Es gibt verschiedene Interpretationen zu Sachverhalten, und wer an der Macht ist, setzt eben seine Interpretation durch.

Was haben Sie von Ihrem Vater gelernt – außer, das Kreuz bei der CDU zu machen?

Er hat mir einen Berufsweg aufgezeigt. Er hat mir geraten, ich soll in die Satire gehen, da würden gute Leute immer gebraucht. Und ... stimmt überhaupt nicht, das habe ich mir ausgedacht. Aber er hat mir ein Buch geschenkt mit dem Titel: „Wege ins mittlere Management“. Sein Traum war also, dass ich BWL studiere. Ich war total beleidigt damals, weil ich mich nicht im mittleren Management, sondern wenn überhaupt wenigstens im höheren Management sah.

Ihr Vater war nach Ihren Angaben „Berufsberater“. Hat er Ihnen zu der Ausbildung zum Versicherungskaufmann geraten, die Sie erst gemacht haben?

Das war einfach eine gute Möglichkeit, sich soziale Leistungen zu erschleichen. Und zwar konnten Leute, die eine Ausbildung absolviert haben, mit einem kleinen Kniff elternunabhängiges Bafög beziehen. Im Prinzip musste ich eine

Ausbildung machen und konnte dann studieren, was ich wollte. Die Alternative wäre gewesen, dass mir mein Vater ein Studium finanziert, aber dann hätte ich zu Hause in Osnabrück wohnen müssen, und das wollte ich nicht.

Vor der Bundesversammlung sagten Sie über Ihren Vater, er habe „bis heute keiner Fliege etwas zuleide getan“. Ihr Kerngeschäft dagegen ist es, Menschen bloßzustellen. Missfällt ihm das nicht?

Wir haben eine sehr liebevolle Erziehung genossen, Aggressionen kenne ich praktisch nicht von der Erziehungsseite her. Meine Eltern haben das immer mit großem Wohlwollen begleitet, was ich gemacht habe, obwohl sie natürlich nicht alles verstanden haben. Es gab nur eine kritische Situation: Als Deutschland die Fußball-Weltmeisterschaft zugeschlagen bekam und plötzlich darüber berichtet wurde, dass wir von der „Titanic“ diese Bestechungsfaxe verschickt hatten, um das möglich zu machen. Da wurde mein Vater von einem Tennisfreund angerufen, der bei einer Zeitung in der Sportredaktion arbeitete, und hat kurz Fracksausen bekommen. Aber ich konnte ihm genau erklären, warum wir wen bestechen wollten. Im Nachhinein findet er das alles konsequent. Es ist ja gut ausgefallen. Die F.A.Z. hat mal ausgerechnet, dass wir dem Land mit der WM 2006 einen gewaltigen Bruttosozialprodukt-Zuwachs beschert haben. Und wir haben auch einen kleinen Babyboom ins Land geholt.

Warum hat Ihr Vater vor der Wahl eigentlich nie für sich selbst gesprochen?

Ich habe ja immer gesagt, dass er nichts sagt, solange er nicht dafür bezahlt wird. Wir wollten nicht in Vorleistung gehen. Aber es wäre auch einfach nicht so lustig gewesen, wenn mein Vater selbst Fragen beantwortet hätte. Er hatte sich schon eine kleine Ansprache zurechtgelegt, in der es um soziale Gerechtigkeit und die Missstände im Land ging. Aber das wäre dann eine Stimme von vielen gewesen. Wir dachten schon eher an ein Exklusiv-Interview mit der „Bunten“ für den Fall des Einzugs in Bellevue. Wir wollten einfach die Preise in die Höhe treiben.

Und was macht Ihr Vater jetzt?

Der Fokus liegt gerade auf der Freizeit. Aber mein Vater steht bereit. Steinmeier macht keinen sonderlich gesunden Eindruck, und mein Vater hält sich fit mit Reisen und Fahrradfahren in Berlin. Es wirkt belebend, wenn man in der Bundesversammlung zehn Stimmen holt. Ich hatte ihm drei versprochen, und ich weiß zufällig, dass nicht alle Delegierten der Piraten ihn gewählt haben. Es sind also auch konservative Stimmen für ihn abgegeben worden. Wir waren hinterher im Berliner Ensemble feiern, da wurde er von jungen Frauen um Autogramme gebeten. So etwas wirkt auch belebend auf Achtzigjährige. Das kann ich also jedem Achtzigjährigen empfehlen, für das höchste Amt im Staat zu kandidieren.

Hat sich Ihr Verhältnis zueinander verändert durch die Aktion?

Wir duzen uns jetzt wieder. Nein, für jede menschliche Beziehung ist es gut, wenn man zusammen Abenteuer erlebt. Das kann ich nur weitergeben: Macht etwas mit euren Vätern! Oder, für die F.A.Z.-Leser: Machen Sie etwas mit Ihren Vätern!

Die Fragen stellte Sebastian Eder.

Knirps



Die T.Series
von Knirps.

Entdecken Sie die
Herbst/Winter Kollektion
für den Mann.

www.knirps.com

BERG UND GEIST

Mein Vater lässt sich nicht einordnen, nie ganz erfassen. Das wurde mir zum ersten Mal im Kindergarten bewusst: Wir sollten uns vorstellen und dabei der Gruppe erklären, welche Berufe unsere Väter ausübten. Bäcker, Bankangestellter, Architekt, alles war dabei. Als ich an die Reihe kam, sagte ich ganz selbstverständlich: „Mein Papa ist Abenteurer, der war bei den Pinguinen“, da er kürzlich am Südpol war. Lautes Gelächter. Also versuchte ich es erneut: „Gerade reitet er auf Kamelen durch die Wüste“, da er auf Gobi-Expedition war. Doch auch das akzeptierten sie nicht: „Du lügst, das ist doch kein Beruf!“ Warum nicht? Ich war ratlos, fühlte mich in die Enge getrieben. Also überlegte ich mir eine andere Taktik, um die anderen endlich mundtot zu machen: „Und er kauft jeden Tag ein neues Haus!“ – damals hatten meine Eltern die Wohnung in Meran und den Bauernhof in Suldern erworben. Am Ende des Tages nahm die Kindergartenante meine Mutter beiseite und meinte, sie solle doch mal mit mir sprechen, ich hätte eine etwas zu lebhaftes Fantasie.

(Alle Zitate aus: Magdalena Maria Messner: Reinhold Messner. Selbstversorger & Bergbauer. BLV Buchverlag, 2017.)

Magdalena Messner lacht, wenn sie an den Tag im Kindergarten denkt. „Später wurde es einfacher“, sagt sie. „Als man als Kind mehr Einblick bekam, was für die meisten Menschen normal ist, wie das Leben für andere aussieht. Und wie das, was nicht in die normale Schublade passt, vielen gleich ein bisschen suspekt ist.“ Magdalena Messner hat sich früh daran gewöhnt, dass ihr Familienleben nicht in gängige Schubladen passt. Und dass es auf einfache Fragen wie nach dem Beruf des Vaters oft keine einfachen Antworten gab. „Ich konnte damit aber immer gut umgehen, weil ich wusste: Okay, hab' ich Lust auf eine Diskussion, bin ich offener. Hab' ich keine, sage ich: Er ist Autor. Fertig.“ Schließlich hat Reinhold Messner mehr als 50 Bücher geschrieben.

Aber er ist eben noch viel mehr: der bekannteste Bergsteiger und Abenteurer unserer Zeit, der immer wieder Extreme ausgelotet hat, in Fels und Eis, auf Bergen und an Polen, in Grönland und in der Wüste Gobi. Er bestieg als erster den höchsten Berg der Welt ohne künstlichen Sauer-

stoff, er stand als erster auf allen 14 Achttausender-Gipfeln der Welt. Er ist ein Grenzgänger, für den es nie Grenzen zu geben schien im Leben. Auch wenn das natürlich Unfug ist. Reinhold Messner hat seine Grenzen sehr wohl erkannt, er hat auch viele gescheiterte Expeditionen hinter sich – und wohl nur dank der Fähigkeit, dieses Scheitern zu erkennen, all seine grenzwertigen Abenteuer überlebt. Doch Messner hat sich seine Grenzen nie von anderen diktieren lassen. Ist er von einem Projekt überzeugt, verfolgt er es mit aller Kraft, gegen alle Widerstände, bis heute – sei es die Besteigung des Mount Everest ohne Sauerstoffflaschen 1978 mit Peter Habeler oder der Aufbau des Messner Mountain Museums mit seinen inzwischen sechs Standorten.

Die Konsequenz und die Kompromisslosigkeit führten häufig zu Konflikten und Kontroversen. Messner ist für viele eine Reizfigur, zahlreiche Kritiker arbeiteten sich an ihm ab, hielten ihm Egoismus, Narzissmus, Rechthaberei vor. Und trotzdem ist er auch mit 73 Jahren eine, wenn nicht die Autorität in Sachen Alpinismus und Extrem-erfahrungen. Messner ist zu einer fast überlebensgroßen Figur geworden, als Bergsteiger, Publizist, Politiker, Schlossherr, Museumsgründer, Filmregisseur. Wie aber ist es, diese kontroverse Figur aus der Nähe zu erleben? Wie ist es, wenn diese Figur der eigene Vater ist?

„Natürlich gibt es viele Vorurteile über ihn“, sagt Magdalena Messner. „Er war immer ein Polemiker, hat mit seiner Meinung nie hinterm Berg gehalten. Klar kann man bei manchen Sachen sagen: Das hätte man jetzt auch ein bisschen diplomatischer verpacken können. Aber er ist, wie er ist. Dieses Sich-nicht-verbiegen-lassen, von klein an bis heute, das bewundere ich. So integer und dadurch authentisch zu sein, bei sich zu bleiben, ist eine Leistung.“

So sieht Magdalena Messner das heute, mit 29 Jahren. Als eine Frau, die viel gesehen und viel erreicht hat im Leben, die ihren eigenen Weg gefunden hat. Es gab aber auch schwierigere Zeiten – als der Vater etwa damals der Yeti-Legende nachging, die noch lange danach in „karikaturhafter Darstellung“, wie Magdalena Messner sagt, durch die Medien geisterte. Das ging nicht spurlos an ihr vorbei. „Als kleines Kind, im Volksschulalter, hat mich das ziemlich getroffen“, sagt sie. „Weil ich zum ersten Mal angegriffen wurde, von Mitschülern, und das Gefühl hatte: Ich kann mich nicht richtig wehren. Ich kann ihn nicht richtig verteidigen und mich auch nicht.“

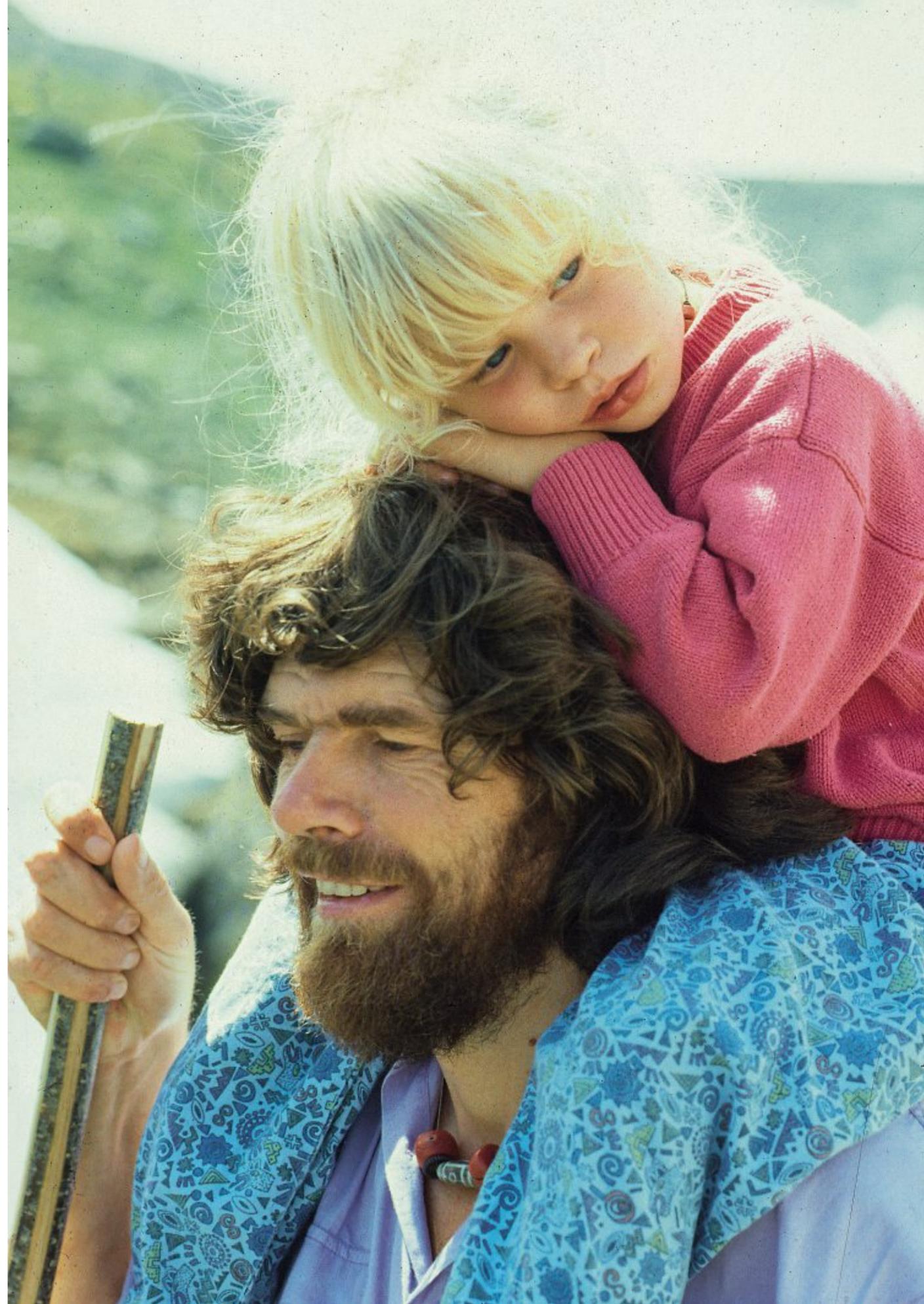
Als optimistischer, positiver Mensch verbuchte Magdalena Messner die Erfahrung als Lernprozess, als wichtigen Schritt zur Identitätsfindung. „Ich war dadurch früh gezwungen, Position zu beziehen, zu sagen: Das stimmt so, auch wenn viele eine andere Meinung dazu haben. Aber ich bin ich.“ Die Bekanntheit des Vaters, sein öffentliches Bild, die ständige Ausgesetztheit, all das konnte auch eine Last sein. Reinhold Messner hat sich mit seiner direkten, unverblümten Art nicht nur Freunde gemacht, auch und gerade in Südtirol. Kommt einem da als Kind nicht irgendwann der Gedanke, es könnte auch ganz schön sein, einen Vater zu haben, den kein Mensch kennt? „Nein, diesen Gedanken hatte ich nie“, sagt Magdalena Messner. „Weil für mich klar war, ich möchte keinen anderen. Das gehört zu ihm.“

Ein Erlebnis ist ihr dabei besonders im Gedächtnis geblieben. Es war in der Volksschule, und es ging um die Frage, was jeder später werden wollte. Manche sagten: reich und berühmt. „Ich kann mich noch sehr gut erinnern, dass mich das verwirrt hat. Weil ich das nicht verstanden habe.“ Reich, okay, in dem Sinne, dass es keine existentiellen Sorgen mehr gibt. Aber berühmt? „Das war für mich eher was Anstrengendes. Weil ich beim Papa ja sah: Der kann nicht für sich sein, auch wenn er nur mit uns irgendwo zu Mittag isst. Du hast nicht dieses freie Lebensgefühl wie jemand, der nicht in der Öffentlichkeit steht.“

Deshalb fand sie das Berühmtsein nie erstrebenswert, auch wenn sie weiß, dass es durchaus Privilegien mit sich bringen kann. „Aber es ist manchmal wirklich nervig. Ich wollte das nie. Und ich könnte damit auch nicht so gut umgehen wie der Papa.“

Magdalena Messner: Papa, haben wir Kinder dich verändert? Reinhold Messner: Hmm... Generell ist es meine größte Errungenschaft, dass ihr Kinder da seid. Stell dir vor, ich hätte heute keine Kinder! (...) Wichtig ist: Sabine hat euch großgezogen, es ist ihr Verdienst, dass ihr so bodenständig seid. Ich war da, habe euch alle Entwicklungsmöglichkeiten und Freiheiten gelassen. Nicht gegeben, nur gelassen. Mehr konnte ich nicht tun.

Magdalena Messner: Papa, haben wir Kinder dich verändert? Reinhold Messner: Hmm... Generell ist es meine größte Errungenschaft, dass ihr Kinder da seid. Stell dir vor, ich hätte heute keine Kinder! (...) Wichtig ist: Sabine hat euch großgezogen, es ist ihr Verdienst, dass ihr so bodenständig seid. Ich war da, habe euch alle Entwicklungsmöglichkeiten und Freiheiten gelassen. Nicht gegeben, nur gelassen. Mehr konnte ich nicht tun.



Achttausender-Held und Familienvater: Reinhold Messner und seine Tochter Magdalena im Jahr 1991

Magdalena Messner ist das älteste Kind von Reinhold Messner und der Wiener Textildesignerin Sabine Stehle. Die beiden sind seit 2009 verheiratet, sie haben zwei weitere Kinder, Simon, geboren 1990, und die 15 Jahre alte Anna. Ihr Familienleben haben sie immer privat gehalten, auch Sabine Stehle ist in der Öffentlichkeit kaum präsent. Es war eine bewusste Entscheidung. Die Mutter kümmerte sich um die Erziehung, sie war die Konstante für die Kinder. „Anders“, sagt Magdalena Messner, „hätte es gar nicht funktioniert.“ Der Vater war viel unterwegs und mit der genauen Planung seiner Expeditionen beschäftigt.

Trotzdem hatte die Tochter nie das Gefühl, zu wenig von ihm zu bekommen. „In den Zeiten, in denen er da war, war es um so intensiver“, sagt sie. Es war ein eigener Lebensrhythmus. „Mir war es früher fremd, warum die Menschen so einen Wert aufs Wochenende legen. In unserer Familie gab es das nicht. Klar, wir Kinder hatten dann keine Schule. Aber unsere Eltern lebten nicht nach Wochentagen oder Wochenenden.“

Wusste sie damals, wo und wie der Vater unterwegs war? Hatte sie Angst um ihn? „Nein“, sagt Magdalena Messner. „Das hat unsere Mutter phantastisch gemacht. Sie hat sich ihre Sorgen und Ängste, die sie bestimmt hatte, nie vor uns Kindern anmerken lassen. Sie sind beide sehr starke Charaktere.“ Es sei eine unbeschwertere Kindheit gewesen, sagt sie, auch dank der Selbstkontrolle ihrer Mutter. Erst als sie älter war, wurde ihr das Gefahrenpotential bewusst. Aber da waren die extremen Unternehmungen des Vaters schon seltener geworden.

Zudem erlebte sie als Kind, wie Messner 1995 zu Hause, beim Sturz von einer Mauer auf Schloss Juval, einen Fersenbeinbruch erlitt. „Da war mir klar: Du musst nicht weit weg sein, damit es lebensbedrohlich wird. Es kann auch sein, dass du ein braver Bürger bist und am Zebrastrifen auf dem Weg zur Arbeit mitgenommen wirst. Es kann dich überall und immer treffen.“

Magdalena Messner war als Kind viel unterwegs, sie besuchte vier Kindergärten, einige Monate auch in Kathmandu in Nepal. Vor ihrer Einschulung zogen die Eltern dann von München, wo sie geboren wurde, nach Meran. Die Sommerferien verbrachte sie, drei Monate lang, mit anderen Kindern auf Schloss Juval, das ihr Vater 1983 erworben hatte. Es war eine Zeit voller Freiräume, Entdeckungen, Abenteuer.

Sie war eine neugierige, begeisterungsfähige Schülerin. Neben dem Abitur cum laude machte sie eine berufliche Ausbildung als Werbegrafikerin, die sie an der Akademie für angewandte Künste in Wien weiterführen wollte. Für die Aufnahme dort musste sie aber erst ein halbes Jahr Unterricht in darstellendem Zeichnen nehmen. Weil sie sich davon nicht ausgelastet fühlte, fing sie nebenher an, Kunstgeschichte zu studieren – und das begeisterte sie so, dass sie den Zeichenunterricht aufgab. Stattdessen begann sie noch dazu Wirtschaft zu studieren, als „Vernunftentscheidung“ neben der Herzenssache Kunst. Die führte sie unter anderem nach Rom, wo sie ein Erasmus-Jahr

BERG UND GEIST

machte, was Freunde und Bekannte ziemlich verwirrte: Wie, fragten sie, du als Italienerin machst ein Auslandssemester in Rom? „Aber es war tatsächlich ein Kennenlernen der italienischen Kultur, auf ganz andere Weise als in Südtirol“, sagt Magdalena Messner, die den italienischen und den österreichischen Pass hat. „Hier ist alles nördlich geprägt, die Mentalität ist eine andere. In Rom war es spannend zu erleben, wie das Land in der Mitte und im Süden anders funktioniert.“

Sie hat beide Studienfächer abgeschlossen und inzwischen auch schon drei Bücher veröffentlicht. Ehrgeiz und Zielstrebigkeit, Selbstdisziplin und Selbstkontrolle: „Das haben wir von unseren Eltern vorgelebt bekommen, und das hat uns Kinder alle geprägt.“ Magdalena Messner hat immer hohe Ansprüche an sich gestellt, auch wegen des prominenten Vaters. „Ich habe früh gemerkt: Ich wollte nie, dass andere, nur weil ich diesen Nachnamen habe, sagen könnten: Die bekommt das nur, weil sie die Tochter ist. Das war mir immer wichtig, für mein Selbstbewusstsein und für die Erkenntnis: Ich bin ich, und er ist er. So hatte ich auch nie Schwierigkeiten mit Situationen, in denen ich auf meinen Vater angesprochen wurde.“

Und die Berge? Das Klettern? Der Alpinismus? Auch die Messners gingen früher in die Berge, wie andere Familien, zum Wandern, zum Bergsteigen, das ganze Programm. Irgendwann aber ging Magdalena Messner das Wandern so auf die Nerven, dass es zu „meinem einzigen Akt der Rebellion“ kam: Sie ging als Jugendliche nicht mehr mit. „Das war auch wirklich frustrierend“, sagt sie.

„Der Papa kann sein Tempo schon anpassen, er orientiert sich am schwächsten Glied.“ Er ging voraus, blieb in Sichtweite – aber eben nie in Reichweite. „Wenn man mal stehenbleiben wollte, um was zu trinken, konnte man das gar nicht. Das war immer blöd. Er hat dann zwar gewartet, aber kaum warst du ein bisschen näher, ging er weiter. Du konntest ihn nie ganz einholen.“

Sie kam danach auch ohne Berge und Wandern wunderbar klar. In Wien und auch in Rom hatte sie nicht das Gefühl, dass ihr etwas fehlte. Zumindest anfangs nicht. Irgendwann aber spürte sie, dass sie die Südtiroler Landschaft vermisste, den Ausblick, die Übersicht. Die Möglichkeit, die Gedanken durch die Natur zu beruhigen, zu ordnen. Dass es mal so weit kommen würde, hätte sie selbst kaum für möglich gehalten. „Ich bin eigentlich eine Bequeme. Ich brauche die Bewegung nicht, um mich wohlfühlen, ich muss mich nicht auspowern, um ich zu sein. Deshalb bin ich für das Bergsteigen auch nicht leidensfähig genug. Wenn ich die Wahl habe zwischen einer richtigen Gewalttour und einem guten Buch, wird's immer das Buch. Also wirklich immer.“

Als Studentin liebte sie Wien, die Lebendigkeit, das Burgtheater, die Museen. Und trotzdem reizte sie die Rückkehr nach Südtirol. Im letzten Studienjahr kam das Angebot ihres Vaters, das sechste Messner Mountain Museum mitzugestalten, das Corones auf dem Kronplatz (2275 Meter), entworfen von der Architektin Zaha Hadid. Das Angebot brachte sie ins Schleudern, denn sie hatte andere Pläne, wollte nach dem Studium ein Jahr reisen. Andererseits führte die Museumsarbeit all ihre Interessen zusammen. Und ihr war klar: „Das wird die letzte Möglichkeit sein, von meinem Vater so direkt zu lernen.“ Sie überlegte lange und entschied: Ja, ich möchte das machen. Heute ist sie Alleinverwalterin der sechs Museen.

Sie hat viele neue Ideen, es gibt jetzt etwa eine App in drei Sprachen, von Reinhold Messner gesprochen, es gibt Abende mit Gesprächen am Lagerfeuer mit dem Vater. Das Corporate Design der Museen hat sie auch umgestaltet. Ihr Vater hat sich aus der Museumsarbeit zurückgezogen, lässt ihr freie Hand, was sie anfangs erstaunte. „Das ist ja sein Baby, er hat mehr als 20 Jahre seiner Energie, seiner Kreativität, seiner finanziellen Mittel in dieses Projekt gesteckt.“ Jetzt liegt es in ihren Händen.

Durch die Arbeit mit ihm hat sie auch viel über sich selbst gelernt. „In unserer Familie sind wir ja alle irgendwie Sturschädel, jeder auf seine Art“, sagt Magdalena Messner. „Der Papa ist, das ist ja kein Geheimnis, ein Choleriker. Der Vorteil bei solchen Charakteren ist, dass es zwar kurz ausbricht, danach aber alles wieder gut ist. So bin ich zum Beispiel gar nicht. Ich bin ein harmoniebedürftiger, ausgeglichener und ausgleichender Mensch. Ich werde nicht laut, kann dafür aber ziemlich lange auf dem beharren, was ich für richtig halte.“ Beim Einrichten des Corones-Museums merkte sie, „dass ich da wirklich noch vom Papa lernen kann. Vielleicht ist es die Lebensweisheit oder die Milde des Alters, aber bei ihm ist es so: Wenn man gute Gegenargumente hat und ihn überzeugt, lässt er sich auch umstimmen. Da braucht's bei mir mehr.“

Was sie vereint, sagt sie, sei ein Sinn für das Schöne. Der fällt auch in ihrem Büro auf Schloss Sigmundskron bei Bozen auf, zu dem sich eine schmale Wendeltreppe schier endlos durch altes Gemäuer hinaufschlingt. Oben wird der Raum plötzlich weit und luftig, der Blick geht hinaus auf grüne Hänge, blauen Himmel. „Ich hatte das Glück, dass ich an besonderen Orten aufwachsen konnte“, sagt Magdalena Messner. „Wenn du schon als Kleinkind von alten, geschichtsträchtigen Schlossmauern umgeben bist, mit Skulpturen und Kunstwerken aus aller Welt aufwächst, dann prägt das.“

Ihre Abschlussarbeit in Kunstgeschichte hat sie über Schloss Juval geschrieben, den Sommer-Wohnsitz, den Abenteuer-Spielplatz. „Juwel Juval“ lautet der Titel der Arbeit. Auch dort ist eines der sechs Museen untergebracht. Im Sommer aber ist es geschlossen, trotz touristischer Hochsaison. Weil es der Ort der Familie ist. „Weil unsere Eltern sagen: Das ist ihr Wohnhaus und erst in zweiter Linie Museum. Da sind sie zum Glück eisern.“

Magdalena Messner: Bisher hast du immer gesagt, dass du dich als alter Mann in eine Höhle als Einsiedler zurückziehen willst, was ich dir nie ganz abgenommen habe.

Reinhold Messner: Das werde ich zum Teil machen, aber ich glaube, dass Sabine und ich im Winter später irgendwo in den Süden ziehen. Der schönste Wohnplatz aber ist und bleibt unbestreitbar Juval.



Mit dem Kopf durch die Wand: Magdalena Messner und ihr Vater auf Schloss Juval in Südtirol





UNTER STROM

Karl-Heinz Frasch war Starkstromelektriker, 45 Jahre lang. Sein Sohn, unser Redakteur *Timo Frasch*, befragt ihn zu Beruf und Leben, Chefs und Kunden, Politik und Gewerkschaften, Strom und Vertrauen.

Papa, du warst 45 Jahre lang Starkstromelektriker. Meinst du, du hättest studiert, wenn du 30 Jahre später geboren worden wärest?

Glaube ich nicht. Ich war ja damals, um 1960, kurz auf dem Gymnasium, die Mutter und der Vater waren da recht fortschrittlich. Nach einem Jahr bin ich dann trotzdem wieder auf die Volksschule. Ich hatte zu viele andere, sportliche Interessen. Ich habe das also nicht geschafft auf dem Gymnasium und war sehr froh, als ich wieder auf die Volksschule durfte.

Warum bast du dich für die Lehre als Starkstromelektriker entschieden?

Ich war damals so ein bisschen ein Träumer, da habe ich mir erst gedacht, Sportartikelverkäufer könnte ich ja werden, da bist du immer bei den schönen Sportsachen. Im Nachhinein bin ich froh, dass ich das nicht gemacht habe, wäre nicht mein Ding gewesen. Starkstromelektriker bin ich dann weniger wegen des Stroms geworden, sondern weil man da immer an der frischen Luft war, auf den Dächern, auf den Masten. So habe ich mir das vorgestellt, und so war es lange auch.

Du hast auch damit geliebäugelt, Tierpfleger zu werden.

Kurz, ja. Aber der nächste Zoo war 100 Kilometer weit weg. Und damals hätte man natürlich auch gesagt: Tierpfleger, bist du noch ganz recht im Kopf?

Schon dein Vater, der Opa, war Starkstromelektriker.

Er hat, wie ich dann später auch, Bereitschaftsdienst gemacht, und deswegen hatten wir damals schon ein Telefon. Er musste ja übers Wochenende erreichbar sein. Das Telefon war sein Heiligtum.

Das durften du und deine Geschwister auch privat nutzen?

Das hätte der Vater nie zugelassen. Der Respekt gegenüber dem Arbeitgeber war da viel zu groß.

Musstest du deinem Vater bei Arbeiten zur Hand gehen?

Eigentlich nicht. Aber ich habe mitgekriegt, dass er mit dem Strom nebenbei ein bisschen Geld verdient hat, schwarz. Er hat da so seine Stammkundschaft gehabt, die nur den Vater wollte, weil der als akkurat bekannt war. Und weil er immer gleich den Dreck weggemacht hat. Einmal hat er für eine Nachbarsfrau einen bestimmten Schalter, einen Wechselschalter, gebraucht, den hat er nicht zur Hand gehabt. Also hat er ihn bei uns daheim im Schlafzimmer der Eltern ausgebaut und bei der Nachbarsfrau eingebaut. Die Mutter hat das dann gemerkt und war natürlich nicht begeistert.

War es damals schwierig, eine Lehrstelle zu finden?

Wenn du nicht ganz schlecht in der Volksschule warst, konntest du dir die Stelle fast aussuchen. Sogar auf eine Bank konntest du mit Volksschule gehen. Und Bäcker oder Metzger haben sowieso händeringend nach Lehrbuben gesucht. Bei der Firma, bei der ich angefangen habe, war es nicht ganz so. In meinem Lehrjahr wurden fünf Lehrlinge eingestellt – Bewerber waren es um die 20. Da musste man dann eine Aufnahmeprüfung machen, die Grundrechenarten, ein bisschen Allgemeinwissen. Und zeigen, dass man nicht zwei linke Hände hat.

Wie war die Lehre?

In den ersten 40 Wochen bist du mit Strom noch gar nicht in Berührung gekommen. Das war nur Schlosserei: Bohren, Fräsen, Bleche schneiden, als Handlanger vom Gesellen. Da hast du halt geguckt, dass du zu einem netten kommst, dann war das okay, hat auch Spaß gemacht. Aber man hat viele Sachen machen müssen, die nicht so spaßig waren. Mit Asbest hatten wir viel zu tun, mussten die Zellen für Trafostationen flexen, da staubte der Asbest, von wegen Schutzmaske oder so.

Ging es dir bei deiner Berufswahl auch darum, eine anspruchsvolle Arbeit zu haben?

Nein, das habe ich damals noch nicht so im Blick gehabt. Vor allem war mir nicht bewusst, was du mit Starkstrom

anrichten kannst, wenn du einen Fehler machst. Das habe ich erst so richtig mitgekriegt, als mal einer Phase und Nullleiter verwechselt hat und nachher 20 Kühe tot im Stall lagen, weil Spannung auf die Abspergitter gekommen war.

Hast du selbst mal einen richtigen Schlag abbekommen?

Ja, klar. Ganz schlimm war es, wenn es dich unvorbereitet getroffen hat. Das ist wie beim Eishockey, wenn dich einer von hinten ummählt. Das gibt es natürlich auch beim Strom. Da hat dann der Kollege gesagt, ist abgeschaltet, ist frei, und dann war es doch nicht so. In der Regel überlebst du das, bei mir war es so. Wenn der Schlag kam, habe ich mich danach immer hinsetzen müssen. Ein paar Tage lang hast du dann noch ein Problem gehabt, weil das Herz ein bisschen dumm getan hat.

Habt ihr damals auch unter Spannung gearbeitet? Oder ist der Strom vor den Arbeiten immer abgeschaltet worden?

Unter Spannung arbeiten war strengstens verboten. Wir haben es aber trotzdem gemacht. Als Schutz haben wir einen alten Regenkittel über den Draht gehängt, der hat dann ein bisschen isoliert, und mit trockenen Lederhandschuhen haben wir dann die Drähte angeschlossen. Aus zwei Gründen haben wir das so gemacht: Einmal, weil man sonst hätte rumlaufen müssen und die Leute informieren, dass der Strom weg ist, das wäre ein Riesenaufwand gewesen. Und dann hat man auch Rücksicht genommen, dass die Leute den Strom nicht abgeschaltet bekommen, wobei das früher, vor 40 Jahren, noch gar kein Problem war, hat kaum einer mitbekommen. Wenn du heute mal unangemeldet den Strom für fünf Minuten abschaltest, dann hagelt es Beschwerden.

Warum?

Eine kleine Geschichte dazu, liegt schon 30 Jahre zurück: In einem Dorf musste der Strom abgeschaltet werden, hat keinen Menschen interessiert, nur wohnte da zufällig eine Berlinererin, deren Mann beruflich hierher gekommen

war. Die gute Frau ist an dem Tag vom Tennisspielen gekommen – und der Strom war weg. Sie hat mich damals alles mögliche geheißt und mich runtergeputzt, denn sie wollte sich nach dem Tennisspielen Kaffee kochen. In 30 Jahren Berlin sei ihr das nie passiert, hat sie geschimpft. Und kaum sei sie auf dem Dorf, schon sei der Strom weg. Manche Leute sind so. Und dann natürlich heute, mit den ganzen PCs. Wenn du da den Strom abschaltest, das ist ja undenkbar. Da drohen die Leute sofort, den Stromanbieter zu wechseln, und davor haben die Stromanbieter natürlich



Karl-Heinz Frasch in Montur; oben sein Auffanggurt

Angst. Darum wird heute sehr viel unter Spannung gearbeitet, damit der Strom nie mehr weg ist.

Was hast du in deinem Job über die Menschen gelernt?

Ich bin oft an Stellen in Häusern gekommen, die nicht so für den Besucher gedacht waren. Da war dann zum Teil der tolle Porsche vor dem Haus gestanden, toller Mann, tolle Frau, was weiß ich, und dann bist du in den Keller gekommen, weil du an die Hausanschlussicherung musstest, und da hat es dann ausgesehen wie Hund. Hat es alles gegeben, ist menschlich. Bei den einen ganz top, bei den anderen schlimm.

Wie war es mit deinen Kollegen?

Mit den allermeisten freundschaftlich – und oft sehr lustig. Wenn zum Beispiel der eine erzählt hat, wie er auf einer Baustelle im Klohäuschen saß, und die Baufirma hat angefangen abzubauen und mit einem Kran das Klohäuschen weggehoben, in dem er noch war. Oder wenn ich mit einem anderen im Hochsommer oben auf den Dächern stand, der Kollege hatte eine unwahrscheinliche Beobachtungsgabe, da siehst du natürlich in die Gärten, und da gab es dann auch mal eine nackte Dame, die sich sonnte.

An wen erinnerst du dich sonst noch?

An einen Kabler, den ich in der Lehre kennengelernt habe. Der war der beste Kabler, den ich kannte. Ich sehe ihn noch, wie er in seinem Kabelloch an der Verbindungsmuffe zwischen zwei Kabeln gesessen hat, wie ein Arzt im OP, der nur die wirklich wichtigen Sachen macht und den Rest den Lehrling machen lässt. Der Kabler hat noch mit seiner Mutter zusammengelebt. Und er war ein Fresser und ein Spieler, Pferde- und Fußballwetten. Kein Lehrling wollte zu dem. Der war als Mensch unmöglich, aber ich bin mit dem relativ gut klar gekommen, weil ich mich im Sport gut auskannte habe. Er wollte immer von mir wissen, wie der und der Spieler gerade in Form ist. Bub, hat er gesagt, was meinst du?

UNTER STROM

Wie war dein Chef?

Die Bezirksmeister waren früher auf dem Dorf kleine Abgötter, die kamen gleich nach dem Bürgermeister. Mein langjähriger Chef, das war ein relativ feiner Mann, der hat immer seinen Anzug angehabt mit Krawatte und war nur im Büro gehockt und hat die Firma repräsentiert, hat vielleicht, wenn man das als Arbeit bezeichnen kann, schriftliche Arbeiten gemacht, und uns damals um sieben in der Früh an die Arbeitsstelle gefahren und dann am Abend, um halb vier, vier wieder abgeholt.

Wie war er als Chef?

Er hatte einen übertriebenen Reinlichkeitsfimmel. Am Freitag habe ich immer die Straße draußen kehren müssen. Ich habe das nicht ungern gemacht. Der Chef hat das dann immer kontrolliert und dabei mit der Nachbarin gesprochen. Das hat dem unwahrscheinlich gut gefallen. Und wenn dann Feierabend war, dann hat sich jeder auf sein Fahrrad gesetzt und ist zum Hof raus gefahren, die meisten sind damals mit dem Fahrrad gekommen, und dem Chef, dem hat das gefallen, dass wir, die Arbeiter, mit dem Fahrrad den Hof verlassen, während er schon einen Passat in der Garage hatte. In Wirklichkeit hatten die Leute, die da rausgefahren sind, oft eigene Häuser, weil sie aus der Landwirtschaft kamen und deshalb Grund und Boden hatten. Mit dem Fahrrad sind sie nur gekommen, weil die Arbeit so nah war. Der Chef hingegen musste in einer billigen Betriebswohnung zur Miete wohnen.

War er autoritär?

Von dem, was er sich in den Kopf gesetzt hatte, durfte man nicht abweichen. Er hatte es mit dem Magen, davon hing auch seine Gemütslage ab. Und wehe, du hast ihn an einem schlechten Tag erwischt und hättest dann – um Gottes Willen! – gesagt, wenn er sich vorgestellt hat, man nimmt einen 13-Meter-Mast, da reicht auch ein Zwölf-Meter-Mast, da ist er dann fast durchgedreht. Hat sich dann aber wieder schnell gelegt, ihm ging es nur darum, im Moment den Chefmaxe zu spielen.

Gab es auch mal Lob?

Nein, Lob hat es auch früher nie gegeben, nicht vom Chef, da kam nur Tadel. Ist in der Arbeitswelt so. Lob und Anerkennung haben wir aber von den Kunden bekommen, von den Leuten draußen, wenn die gesehen haben, wie wir auf den Dächern rumgeturnt sind.

Wie sah ein normaler Arbeitstag aus?

Als wir da draußen waren, ich spreche jetzt von den Anfängen, da waren wir ganz frei und uns selbst überlassen. Wir mussten nur gucken, dass die Arbeit getan wird, am Mittag sind wir dann zu einer Gastwirtschaft gelaufen, haben da gegessen, die Brote, die man sich mitgebracht hatte, und dazu zwei Halbe Bier getrunken. Danach ist man wieder an die Arbeit gegangen.

Was hat sich im Lauf der Jahre verändert?

Früher, bis zur großen Umstrukturierung 2005, da gab es die Bezirksstelle mit zehn Leuten und dem besagten Chef. Ein bisschen war das wie bei einer Fußballmannschaft. Der Chef ist in der Früh aus seinem Büro rausgekommen, wir waren im Aufenthaltsraum gehockt, und dann hat jeder einen handschriftlichen Fresszettel vom Chef bekommen: So, ihr macht heute das, ihr das. Große Zeitvorgaben gab es nicht. Am Abend musste halt die Arbeit erledigt sein.

Und nach 2005?

Der Energieversorger hat damals gemeint, man müsse jetzt was tun, um auf dem geöffneten Strommarkt bestehen zu können. Die Truppe wurde damals neu aufgeteilt, in Leute, die rausgingen, da war ich dabei, und solche, die nur im Büro rumsaßen und organisierten. Auch die Zeit der Fresszettel war vorbei, es gab jetzt Leistungsverzeichnisse und schriftliche Arbeitsaufträge mit strikten Zeitvorgaben, die man minutios abarbeiten musste.

Was hatte das für konkrete Folgen?

Früher, wenn wir zum Beispiel die Hebebühne dabei hatten, konnte es sein, dass wir bei einem Kunden, den wir kannten, schnell mal ein Spatzennest ausgenommen oder eine Dachplatte ausgewechselt haben. Da gab es dann zwei

Flaschen Bier, und dann war die Sache gut. Heute geht das nicht mehr, weil du ja keinen Arbeitsauftrag dafür hast, und weil die Sicherheitsleute was dagegen haben.

Welche Sicherheitsleute?

Im Zuge der Umstrukturierung hat man eine eigene Sicherheitsabteilung eingerichtet. Von den Leuten wurdest du kontrolliert, und wenn du die Anweisungen, was Schutzkleidung, Absturzsicherung und so weiter betrifft, nicht genau befolgt hast, dann sind die dir mit Repressalien gekommen. Dazu kam, dass die PC-Arbeit immer mehr wurde. Und dann noch diese ständigen Versetzungen, weil wieder irgendwo eine neue Abteilung aufgemacht wurde, angeblich wegen der Effizienz. Und immer mehr Fremdfirmen, weil es hieß: Die niederen Arbeiten machen wir nicht mehr. Meine Meinung und die vieler anderer älterer Mitarbeiter war, dass das alte System gerade auch gegenüber der Kundschaft das bessere war. Diese Rückmeldung kam auch von den Leuten.

Was meinst du damit genau?

Vor einiger Zeit war ich in meinem früheren Einsatzgebiet, beim Verwandtschaftsbesuch. Da sagten die zu mir: Bei uns im Dorf brennt schon eine Woche lang die Straßenbeleuchtung nicht mehr. Das zum Beispiel wäre früher undenkbar gewesen. Da wäre ein Anruf gekommen, zu mir als Bereitschaftsdienstler, und dann wäre ich rausgefahren, egal, bei Wind und Wetter. Heute kommt da vielleicht irgendein Monteur von weit her, und der kommt dann halt nicht am Samstagabend, sondern erst am Dienstagmittag, weil es sich sonst nicht rechnet. Ich hatte damals das ganze Leitungssystem im Kopf, du



Karl-Heinz Frasch mit Enkelkind

hast gewusst, wo der Schalter 7011 oder so ist, du hast gewusst, dass der in der Viehweide vom Bauer soundso ist. Das hast du im Kopf gehabt. Heute gibt es dafür Navigationssysteme. Damit findet der Monteur vielleicht den Schalter. Das Navi sagt ihm aber nicht, dass er, um an den Schalter zu kommen, über eine Weide muss, auf der 50 Kühe stehen.

Würdest du von einem Vertrauensverhältnis zwischen euch und den Kunden sprechen?

Auf dem Land draußen durften wir zum Beispiel in Häuser, da waren die Leute gar nicht daheim, da war der Bauer auf dem Feld, da hast du gewusst, dass der Haustürschlüssel unterm Ziegelstein oder unter der Dachplatte am Stallfenster liegt. Da haben wir den Schlüssel genommen, sind da rein, haben unsere Arbeit

getan. Hat der Bauer manchmal gar nicht mitgekriegt, hat den aber auch nicht gestört. Das war schon ein gewisses Vertrauensverhältnis zwischen den Elektrischen und den Bewohnern. Ah, die Elektrischen sind wieder im Dorf, hieß es dann, das war wie beim Kaminkehrer.

Habt ihr eure Freiheiten manchmal auch überstrapaziert?

Sicher hat es Leute gegeben, die ein bisschen überzogen haben. Aber der Großteil hat sich total mit der Firma identifiziert. Heute ist das ein bisschen anders. Klar, die machen ihren Job, die wollen ihn auch gut machen, aber dieses Sich-Kurzschließen mit der Firma, das gibt es nicht mehr.

Inwieweit haben Aufstiegsmöglichkeiten für dich eine Rolle gespielt?

Natürlich hat man mal gesagt, eine Lohnerhöhung wäre auch nicht schlecht. Aber das stand nie im Vordergrund.

Hättest du überhaupt aufsteigen können?

Es gab die Möglichkeit, Bezirksmeister zu werden. Da hätte man aber auf die Meisterschule gehen müssen, und das wollte ich nicht. Außerdem mussten die Bezirksmeister alle 14 Tage Bereitschaftsdienst machen. Die hatten oft nix anderes im Kopf als nur Arbeit. Das einzige Hobby meines früheren Chefs: Zinnsoldaten anmalen. Weil er das auch während des Bereitschaftsdienstes machen konnte.

Hast du mal über einen Berufswechsel nachgedacht?

In ganz jungen Jahren, da habe ich mal gewechselt, nur ein paar Tage, weil ich mit dem Chef ein bisschen Probleme hatte. Da habe ich mal kurz eine Woche lang Brot ausgefahren, weil ich mir damals, so blauäugig, wie ich

war, eingebildet habe, da kommst du öfter nach Füssen, in die Stadt, wo es den berühmten Eishockey-Verein gab, da dachte ich, da könnte ich vielleicht Fuß fassen. War aber natürlich nur eine jugendliche Flause.

War für dich die Arbeit auch Selbstzweck?

Ganz sicher. Nie hätte ich mit einem Mann am Band tauschen wollen, obwohl der damals vielleicht 1000 Mark mehr verdient hat als ich. In den sechziger Jahren wollten viele bauen, da stand das Materielle mehr im Vordergrund. Für mich wäre das aber ein Horror gewesen, immer in einer Fabrikhalle, nur die fünf Knöpfe jeden Tag bedienen, ohne Kontakt zu Leuten, zur Landschaft, zu draußen. Für mich war mein Job eine Erfüllung, er war okay.

Spiele es für deine eigene Identität eine Rolle, dass du Arbeiter warst? Bist du vielleicht sogar stolz darauf?

Ich habe mich in meinem Leben immer zu den Indianern gezählt, nie zu den Häuptlingen, wenn man das so sagen kann. Ich habe da aber nie ein Problem mit gehabt. Gut, am Anfang hast du, wenn du mal einen hohen Herren getroffen hast, vielleicht ein kleines bisschen Berührungängste gehabt, aber das braucht man mittlerweile nicht mehr, auch, weil es da bei den hohen Leuten auf der anderen Seite der Gesellschaft ein gewisses Umdenken gegeben hat.

Hast du manchmal Genugtuung verspürt, wenn du einen superschlauen Akademiker gesehen hast, der nicht in der Lage war, eine Schraube in die Wand zu drehen?

Ja, auch, gebe ich zu. Mir tun so Leute manchmal fast ein bisschen leid, wenn sie nicht mal fähig sind, mit der

Zange einen Draht abzuwickeln. Und wenn sie dann eine Riesenumschweife machen und saublöd daherschwätzen, weil sie es nicht zugeben können. Die mag ich nicht so.

Findest du es erbärmlich, wenn einer, der 15.000 Euro im Monat verdient, einen Handwerker kommen lässt, damit der ihm dann für 100 Euro in der Stunde eine Lampe anschließt?
Der soll ruhig diese 100 Euro bezahlen, aber er soll es tun, ohne zu murren.

Hast du in deinem Beruf je Herablassung zu spüren bekommen?

Früher, wenn man auf die Bank musste, Geld holen, da gab es die Automaten noch nicht, und man ist im blauen Arbeitsanzug schnell reingegangen. Da habe ich immer das Gefühl gehabt, dass man von den Damen und Herren da drin abschätzig beäugt wurde. Aber das hat sich auch gewandelt. Und Arbeitsanzüge sehen ja mittlerweile ganz lustig aus, nicht mehr nach Sträflingseinheitsblau wie früher, sondern fast wie Skianzüge.

Gibt es aus deiner Sicht so etwas wie eine Arbeiterklasse?

Ich glaube, der Begriff ist auf die heutige Zeit nicht mehr anwendbar. Das ist vorbei. Das war noch so zu Rosa Luxemburgs Zeiten. Ich hatte Kollegen, die haben einen tollen S-Klasse-Mercedes gefahren. Warum auch nicht.

Hast du je überlegt, in die Gewerkschaft einzutreten?

Ich war in der Gewerkschaft. Kurzzeitig. Habe mich dann aber daran gestört, dass sie recht viel Geld genommen haben, ein Prozent des Bruttogehalts, meine ich. Der Opa war übrigens 45 Jahre in der Gewerkschaft, sein Vater war sogar Kommunist im Stadtrat, und dann haben die es nicht mal für nötig befunden, auf der Beerdigung einen Kranz niederzulegen. Ich kannte auch zwei, drei von der Arbeit, die waren Gewerkschafter, einer davon ein Lastwagenfahrer, der hat immer erzählt, wenn er wieder bei der großen Tarifkommission war: super Essen, einwandfrei, und dabei hat er nur ab und an die Hand in die Luft gestreckt. Für mich ist das nichts. Ich will aber betonen, dass ich nicht gegen die Gewerkschaften bin. Die muss es geben.

1968 warst du 18. Hast du mitbekommen, wie die Studenten versuchten, die Arbeiter zur Revolution zu bewegen?

Ein bisschen, ja. Ich habe das aber nicht positiv gesehen. Denen ging es nicht wirklich um die Arbeiter, das waren Selbstdarsteller, meine ich. Außerdem war das oft nicht rechtens, was die gemacht haben, da hätte es andere Möglichkeiten gegeben.

Findest du es sinnvoll, wenn Leute, die mit den Arbeitern nichts zu tun haben, die große Revolution anzetteln wollen?

Wir brauchen keine große Revolution. Man soll dafür sorgen, dass die Arbeiter von dem Geld, das sie verdienen, leben können und zufrieden sind. Mehr braucht es nicht.

Unter den heutigen Politikern gibt es kaum mehr Arbeiter.

Findest du das schade?

Das kann ich schlecht beurteilen. Der Georg Leber sagt dir vielleicht noch was, der war mal Verteidigungsminister, der war gelernter Maurer. In der heutigen Zeit, mit den rechtlichen Dingen, mit den vielen Reden, die die Leute halten müssen, da vermute ich fast, dass es allein mit Abendkursen nicht mehr geht, da brauchst du fast eine akademische Ausbildung.

Hast du es je als begrenzend empfunden, dass du nicht studiert hast?

Eigentlich nie. Das einzige, was ich bereue: Ich hätte gerne eine Fremdsprache gesprochen. Englisch zum Beispiel. Das ist aber das einzige.

Jetzt bist du in Rente. Fehlt dir die Arbeit manchmal?

Eigentlich nicht. Es ist gut, dass ich den Umbau beim Haus von deiner Schwester habe, und daheim läuft ja auch immer irgendwas. Wenn ich mit dem Fahrrad oder mit der Mama manchmal durch die Lande fahre, dann gucke ich schon, was stromnetzmäßig so passiert. Ich komme auch noch öfter an dem Haus vorbei, wo ich vor 35 Jahren im Winter mal vom Dach gefallen bin. Vier, fünf Meter. Wenn unten nicht zufällig ein Schneehaufen gewesen wäre, hätte ich mir vielleicht das Kreuz gebrochen. Ich habe die Arbeit also noch nicht komplett abgehakt, aber ich muss es nicht mehr haben.





Einmal Athen und zurück: Der Segeltörn beginnt im Hafen von Piräus. Allerdings fehlt es an Wind, so dass der Motor angeworfen werden muss.

ÄGÄIS

In den Urlaub nach Ägypten? Oder in die Türkei? Man überlegt es sich zweimal. Daher blüht Griechenland auf. Eine gute Gelegenheit für einen Segeltrip.

Von Yannik Primus

Die Wellen peitschen auf den Bug des Einmasters, der mühelos durch die Ägäis gleitet. Die Segel sind gespannt, die salzige Luft bläst der Mannschaft in den Nacken. Die vier Männer unterhalten sich hinter einem der zwei Steuer, die vier Frauen haben sich zum Sonnenbaden auf dem Vordeck versammelt. Eine Szenerie, die ich lange nur den oberen Zehntausend zuschrieb. Bis mich ein Freund vor einigen Monaten fragte, ob ich mit ihm und sechs anderen eine Runde in der Ägäis drehen wollte. Natürlich wollte ich.

Da das Schiff ein schwarzes Segel hatte, trug Aigeus seinem Sohn Theseus auf, wenn er lebend zurückkehre, das Schiff mit einem weißen Segel zu bespannen.

Es ist Samstagvormittag. Eine angenehme Brise, gepaart mit heißem Sonnenschein: Ferienstimmung. Mein Freund Davide, seit Jahren im Besitz eines Hoch-

seeausweises, macht den Skipper und ist schon seit einigen Stunden auf der 19 Meter langen „Alexandria“ mit Formalitäten beschäftigt, die man sich wie bei einer Wohnungsübergabe vorstellen muss. Die Eigenschaften und Mängel des Boots werden gezeigt und notiert, der Füllstand des Tanks und die Elektronik überprüft. Zusammen mit den anderen schlepe ich Lebensmittel und 200 Liter Wasser auf unseren Einmaster – der Vorrat sollte eine Woche für unsere achtköpfige Mannschaft reichen. Die Route haben wir im voraus festgelegt. Falls der Wind mitspielt, wollen wir an einem Stück bis nach Milos segeln, ansonsten in Richtung Süden, so weit es geht. Dann weiter nach Paros, Naxos und Mykonos. Der Plan wird nicht aufgehen.

Als Theseus nun nach Kreta kam, verliebte sich Ariadne, die Tochter des Minos, in ihn. Und sie bot ihre Hilfe an, wenn er sie als seine Frau mit nach Athen nehme.

Nach einem Sicherheitsbriefing übernimmt Philipp das Steuer, während Davide uns erklärt, wie man die Fender montiert, eiförmige Vorrichtungen, die Stöße gegen die Außenwand des Schiffs durch andere Boote verhindern sollen. Wir werfen den Dieselmotor an, zum Segeln ist der Wind zu schwach, tuckern zwei Stunden über das königsblaue Wasser, und halten dann an, weil wir uns endlich im Meer abkühlen wollen. Paul springt als erster, ich hinterher. Wir schwimmen von der „Alexandria“ weg, während die anderen an Bord erst einmal nur die Füße neben der Badeleiter am Heck ins Wasser stecken.

Nach etwa 30 Metern kehren wir um und kämpfen plötzlich gegen eine Strömung an, die uns entgangen sein muss. Trotz des Widerstands erreichen wir schließlich das Schiff und klettern erschöpft an Bord. Auf der Backbordseite steht Melina, die sich doch noch entschlossen hat zu springen. „Pass auf, die Strömung ist stärker, als man denkt“, rufe

ich noch. Sie springt trotzdem. Als ihr Kopf an der Wasseroberfläche auftaucht, schaut sie fast panisch in unsere Richtung. Das Meer treibt sie weg. Paul erfasst die Lage schnell, springt ins Wasser und schwimmt zu ihr.

Als sich Theseus unter Schwüren dazu bereiterklärte, bat sie Daidalos, ihr zu zeigen, wie man aus dem Labyrinth herauskomme.

Davide geht hinter Steuer und startet den Motor, um ein Rettungsmanöver zu fahren. Philipp bereitet ein Seil vor. Ich schnappe mir einen Rettungsring und schwimme zu den beiden. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie der Einmaster wendet und Philipp uns ein Seil zuwirft, an dem wir uns zum Schiff ziehen können. „Ihr seht, so schnell kann eine Situation auf dem offenen Meer außer Kontrolle geraten“, sagt Davide. Die heitere Anfangsstimmung ist weg. Jetzt herrschen Ernsthaftigkeit – und Erleichterung.

Eine Runde Bier und Gipsy Kings „Lo Mal Y Lo Bien“ hellen die Stimmung schnell wieder auf. Weil der Wind nicht mitspielt, schaffen wir es bis zur Dunkelheit nicht bis nach Milos und ankern in einer Bucht von Sounio, einer der südlichsten Städte des griechischen Festlands. Die Bucht scheint beliebt zu sein. Dutzende Segelboote liegen vor Anker. Die Ankerlichter auf den Mastspitzen sorgen für blasse Schatten, die sich auf dem Wasser spiegeln. Auf einem Hügel liegt eine Tempelruine, die beleuchtet ist.

Auf seinen Rat hin gab sie Theseus einen Faden. Diesen befestigte er an der Tür und ging hinein, indem er ihn hinter sich herzog.

Auf Google Maps haben einige Crewmitglieder ein Restaurant ausfindig gemacht, das via Beiboot, im Segeljargon „Dingi“ genannt, angesteuert wird. Das Dingi bietet Platz für höchstens fünf Personen, weshalb wir zweimal zum Restaurant fahren müssen. Es gibt keinen Anlegeplatz, dafür kann man mit dem Schlauchboot auf den Sandstrand vor der Taverne fahren.

Als wir den Strand erreichen, springe ich ins kniehohes Wasser, um das Boot für die anderen festzuhalten. Für die kommenden Dingi-Fahrten werde ich zu meiner kurzen Hose besser kein frisch gebügeltes Hemd und vor allem keine Schuhe tragen. Das Essen schmeckt vorzüglich: Wir teilen uns Seebarsch, Hummer und Tintenfisch. Dazu schenkt uns der Küchenchef Hauswein ein und serviert griechischen Salat mit Tomaten, Gurken und Fetakäse.

Um halb zwölf wollen wir zurück zum Schiff. Die zweite böse Überraschung! Der Außenbordmotor des Dingis springt nicht an. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Zweitakter zum Laufen zu bringen, überlegen wir, was mehr Sinn hat: die Nacht an Land zu verbringen oder zur etwa 300 Meter entfernten „Alexandria“ zu schwimmen. Die Stimmung, eigentlich vom Wein angeheitert, verschlechtert sich, während wir diskutieren. Da erlöst uns ein Italiener aus der Misere. Großzügig erklärt er sich mit seinem Kumpel bereit, unser Dingi mit seinem Schlauchboot zu unserem Schiff zu ziehen. Und so setzen sich unsere vier Frauen in ihren kurzen Kleidchen zu den Italienern. Wir Männer nehmen im defekten Beiboot Platz.

Er traf den Minotaurus im hintersten Teil des Labyrinths an, und erschlug ihn mit Fausthieben. Indem er den Faden hinter sich herzog, gelangte er wieder hinaus.

Davide wählt die Notfallnummer der Bootsvermietung und vereinbart mit einem schlaftrunkenen Griechen, dass er ein neues Dingi vorbeibringt. Zurück auf dem Schiff, entschlief ich mich, ins Bett zu gehen, und lege mich in meine Kajüte neben Paul, mit dem ich ein Doppelbett teile. Die Luft ist stickig, nach einer halben Stunde wache ich wieder auf. Paul liegt nicht mehr neben mir. Ich schnappe mir mein Bettzeug und gehe an Deck, wo Paul in ein Leinentuch gewickelt vor sich hindöst. Ich blicke zum Himmel und sehe die Milchstraße. Wunderschön! Allein dieser Moment entschädigt für all die Pannen am ersten Tag. Dann gehe ich doch zurück in meine Kajüte. Auch in der Ägäis gibt es Mücken.

In der Nacht erreichte er mit Ariadne und den Kindern Naxos. Dort raubte Dionysos Ariadne aus Liebe zu ihr.

Ein Ruck reiht mich aus dem Schlaf. „Fender montieren, sofort“, höre ich Davide schreien. Schnell renne ich hoch. Am Schiffsheck hängt ein neues Dingi. Das Segelschiff neben uns hat sich beim Ankerlichten mit unserer Kette verheddert. Auf dem Schiff, das der „Alexandria“ ähnelt, weht eine Flagge mit der Aufschrift „Biergarten“. Deutsche Touristen montieren wie wir Fender an der Reling, um einen größeren Schaden zu verhindern.

Nichts wie weg. Davide betätigt die automatische Winde, die den Anker lichtet, und startet den Motor. Die „Alexandria“ dreht ab und verlässt die Bucht in Richtung Milos. Davide hält sein Funkgerät in der Hand und verlangt vom anderen Schiff die Handynummer des Skippers. Das Schiff, das uns zu nahe gekommen ist, hat auf der Backbordseite einen langen Kratzer verursacht.

Philipp ist heute ruhiger und bleicher als sonst. Am Morgen hat er sich übergeben. Vermutlich eine leichte Seekrankheit. Das waren wohl nächtliche Wellen. Wir haben genügend Wind, die Messgeräte zeigen eine Stärke von 15 Knoten. Bei dieser



Volle Segel: Auf der Fahrt von Sounio nach Milos sorgt der Meltemi für eine steife Brise.



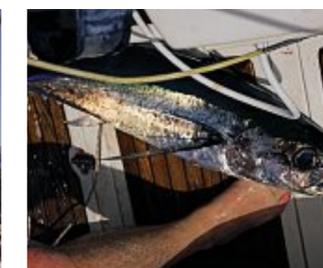
Das erste Frühstück: Kaffee und Brot fast wie daheim, dazu aber Sonne und Meer



Vorsicht Kreuzer: Ein Tanker zwingt die „Alexandria“ zu einem Ausweichmanöver.



Ausflug auf Milos: Die Hafenstadt Adamas ist bei Touristen überaus beliebt.



Ein knapper Meter: Die abgefischte Ägäis gibt ausnahmsweise einen Gelbflossenthunfisch her.



Relikt aus alten Schiffahrtszeiten: Der Leuchtturm auf Paros ist heute vor allem noch ein beliebtes Fotomotiv.



Eines von zwei Steuern: Oft verlässt sich die Crew auf den sich selbst korrigierenden Autopiloten.



Cocktail-Stunde: Ein eiskalter Cuba Libre auf dem Vordeck lenkt auch vom Wellengang ab.



Was ein Sonnenuntergang: Und nachts ist doch wirklich die Milchstraße zu sehen.



Auf der Rückfahrt: Mit vollen Segeln geht es nach einer Woche von Kea zurück nach Athen.

Windgeschwindigkeit kann das Schiff bei vollen Segeln mit bis zu zwölf Kilometern in der Stunde über die Wellen gleiten. Davide drosselt den Motor und zeigt uns, wie wir die Segel spannen können: Das Vorsegel, ein Rollgenau, spannen wir, indem wir mit Kurbeln das Tauwerk anziehen, das die Segel aufzieht. Die Schoten des Großsegels können wir mit elektronischen Winden entspannt per Knopfdruck anziehen. Während sich die Frauen auf dem Vordeck sonnen, verschwinden Paul und ich in der Küche, um ein paar Cuba Libres zuzubereiten.

Wenig später nippen wir schon am dritten Mixgetränk, einem eisgekühlten Wodka mit Limetten, Kiwi und Tonic. Auf offenem Meer erweist sich Alkohol nicht nur als Erfrischung, sondern auch als willkommene Ablenkung vom Wellengang. Nur unser Skipper, der die Verantwortung für das Schiff trägt, verzichtet auf Alkohol.

Plötzlich hören wir lautes Motorengeräusch auf der Backbordseite. Ein riesiger Tanker, der uns, weil uns permanent der Wind um die Ohren bläst, auf dem Vordeck entgangen sein muss, droht unseren Kurs zu kreuzen. Der Radar der „Alexandria“ ist seit Anbeginn der Reise ausgeschaltet, um Diesel für den Generator zu sparen. Davide, der seit der Abfahrt hinter dem Steuer steht, hat den Tanker längst bemerkt. Er korrigiert, ohne eine Miene zu verziehen, den Kurs etwas nach rechts. Seit seiner Kindheit segelt der Dreißigjährige auf Einmastern und kennt die Ausweichmanöver. Wenn ein Tanker unseren Kurs kreuzen möchte, kann das Schiff entweder hinter oder vor uns abbiegen. Ohne dass wir allzu stark vom Kurs abweichen, fährt der Bolide vor unserem Bug vorbei.

Dionysos brachte Ariadne nach Lemnos, vereinigte sich mit ihr und zeugte Thoas, Staphylos, Oinopion und Peparethos.

Am Mittag erreichen wir den Hafen Adamas auf Milos. Wir schlendern in Cafés herum. Eines davon gehört Yiannis

ÄGÄIS



Diakos, der ursprünglich aus Athen stammt. „Ich kann mich nicht beschweren, seit einigen Jahren kommen immer mehr Touristen“, sagt Diakos in gebrochenem Englisch. Am liebsten seien ihm Kanadier und Amerikaner – im Gegensatz zu den Italienern und Franzosen, die sich ständig über die angeblich zu hohen Preise beschwerten.

Wir ankern die „Alexandria“ inmitten von Luxusyachten und fahren mit unserem Dingi an Land, um zu Abend zu essen. Milos besteht (wie die meisten griechischen Inseln) aus grau-braunem Gestein und wenigen Grünflächen. Die weißen Häuser mit blauen Dächern sind ein hübscher Kontrast. Das Städtchen mit seinen mehr als 5000 Einwohnern ist gerammelt voll mit Touristen. Die Preise sind längst nicht mehr so griechisch, wie sie einst waren. Schön ist es trotzdem, und wir entschließen uns nach ein paar Drinks, noch in einen Club zu gehen.

Am nächsten Morgen fahren wir weiter in Richtung Paros. Davide lässt eine dünne Plastikschnur, an deren Ende ein Köder befestigt ist, ins Wasser. Das andere Ende befestigt er neben einem der zwei Steuer. Unmittelbar nach dem Dingi ist eine Petflasche an der Schnur befestigt, die – falls

ein Fisch anbeißen sollte – auf dem Wasser aufschlagen und uns auf den Fang aufmerksam machen würde. Weil der Wind nicht so stark ist, bleiben die Segel aufgerollt, und wir lassen den Motor laufen. Die Wahrscheinlichkeit, dass etwas anbeißt, ist gering. Dazu ist die Ägäis zu stark abgefischt. Davide versucht seit Jahren, einen Fisch zu fangen – angebissen hat noch keiner. Wir schließen Werten ab, wie lang unser Fisch wohl sein wird. Das Höchstgebot liegt bei 50 Zentimetern.

In Trauer um Ariadne segelte Theseus weiter, vergaß aber, das Schiff mit weißen Segeln zu bespannen.

Nach einigen Stunden Fahrt in Küstennähe trauen wir unseren Augen nicht: Die Flasche schlägt wie wild auf der Wasseroberfläche auf. Philipps Freundin Claudia bereitet Schere und Messer vor. Es kann nur von Vorteil sein, dass sie Tierärztin ist. Wir ziehen die Schnur heran und sehen ein Schimmern, das offensichtlich von einem großen Fisch stammt. „Ein Gelbflossenthunfisch, ich glaube es nicht“, ruft Davide. Philipp und Paul holen den Fisch mit einem Bootshaken an Bord.

Der Gelbflossenthunfisch hat eine Länge von knapp einem Meter. Davide schnappt sich eine Kurbel und schlägt dem Fisch zweimal auf den Hinterkopf, bevor er mit der Schere die Aorta durchtrennt. Claudia entfernt die Innereien. Am Ende bleiben etwa sechs Kilogramm Filetstücke übrig. Das müsste reichen.

Am Nachmittag kommen wir zu einer kleinen Bucht, die ein Geheimtipp der Superreichen zu sein scheint. Zwischen Segel- und Motoryachten mit bezahlter Besatzung sind wir – neben einem Katamaran von australischen Touristen – die einzigen Chartersegler. Zur Feier des Tages gibt es Spaghetti mit Thunfisch und eine Flasche Santorini. Bis spät in die Nacht genießen wir die angenehme Brise, die über das Deck zieht. Ganz in der Nähe liegt die Segelyacht „Clan 8“ vor Anker. Jede Querstange ist beleuchtet, als müsse das Schiff zeigen, dass es den längsten Mast hat.

Als wir aufwachen, liegt Nebel über dem türkisblauen Wasser, das derart klar ist, dass man auch bei einer Tiefe von zehn Metern den Boden erkennen kann. Wir erkunden mit unserem Dingi die Wasserhöhlen der Bucht und ziehen weiter zur Insel Ios, die wir spätnachts erreichen. Wir ergattern einen Anlegeplatz, wo wir am nächsten Morgen Wasser für die sanitären Anlagen und unsere Küche einkaufen. Für 700 Liter und Strom zahlen wir zehn Euro. Dies ist ein weiterer Grund, weshalb es sich lohnt, in Griechenland seine Segelferien zu verbringen – ein Hafensplatz kostet andernorts pro Nacht gut 200 Euro.

Aigeus sah von der Akropolis aus das Schiff mit schwarzem Segel, glaubte, dass Theseus umgekommen sei, stürzte sich hinunter und starb.

Diesmal segeln wir ohne eine Inselvisite weiter nach Paros, eine Insel zwischen Mykonos, Naxos und Milos. Dank ausgeprägtem Meltemi, dem ägäischen Sommerwind, haben wir klare Sicht und kommen auch ohne den Motor gut vorwärts. Unsere letzten zwei Tage verbringen wir mit der Rückfahrt und einem Abstecher nach Kea, bevor wir Athen erreichen. Für die Schiffsmiete und das Benzin zahlen wir pro Person etwas mehr als 500 Euro. Der Urlaub ist sogar für eine Erkenntnis gut: Segeln ist nicht nur für Superreiche. ◀



Sie ist ein Mädchen aus Piräus: Die 19 Meter lange „Alexandria“ geht vor Anker, im Hintergrund liegt die „Clan 8“.

Müsste eigentlich Nicht-nur-Mai-Baum heißen. Die Kameraden der Feuerwehr Vaterstetten rücken alle paar Jahre aus, um den Maibaum zu erneuern, der zu jeder Jahreszeit der Witterung ausgesetzt ist. Zuletzt haben sie 2013 den Baum gefällt, entrindet, bemalt und geschmückt. Das Aufstellen wird dann ordentlich gefeiert.



Herbst ist Kürbiszeit! Das Rezept für den Mikrowellenkürbis gibt's hier gleich dazu: Kürbis halbieren, entkernen, mit einer Mischung aus Gorgonzola und Frischkäse füllen und für zehn Minuten in der Mikrowelle garen. An Guadn!

Grüße aus



Die Gemeinde bei München hat ihren Namen vom altbajuwarischen Geschlecht der Fater. Überhaupt hält man in Vaterstetten Traditionen hoch.

Von Julia Anton

Da hält nicht jeder Vater mit. Deshalb sollte man die Kinder erst einmal im Kletterwald Vaterstetten absetzen, so dass sie auf 13 Parcours die Baumwipfel in bis zu sieben Metern Höhe erobern können – und sich dann ebenerdig in die Alm setzen und ein Weißbier trinken.



Auch wenn wir in Bayern sind: Es muss nicht immer ein Obazda mit Brezn im Biergarten sein. Hier in Vaterstetten gibt es viele Cafés – keine Bäckereiketten, sondern richtige Backstuben, in denen Konditoren Kuchen und Torten noch selbst machen, wie hier im Café Kaffeeblüte im Ortsteil Baldham.



Mahlt leider nicht: Die Windmühlenreplik ist ein ehrenamtliches Gemeinschaftswerk örtlicher Handwerker und feiert die Partnerschaft mit der französischen Gemeinde Allauch, wo das Original steht. Und jedes Jahr wird ein Besuch in Frankreich organisiert.

Im Skatepark Vaterstetten macht schon das Zuschauen Spaß. Nach der Schule und am Wochenende üben Jugendliche Stunts mit dem BMX-Rad oder auf einem Scooter. Wagemutige können es selbst probieren: Helm, Schoner und Mut bitte nicht vergessen.



Wer mit der S-Bahn aus München kommt, soll sich nicht gleich wie in München fühlen. Die Unterführung ist deshalb mit zehn verschiedenen Motiven gestaltet. Aber bitte nicht nur auf die Bilder starren! Auch auf die Radfahrer achten – die fahren hier so schnell wie die S-Bahn.

CLUB OF OLD LADIES

Am anderen Ende der Welt führen Craig Emeny und sein Sohn Duane eine Airline mit einer der verrücktesten – und ältesten – Flotten der Welt.

Von Florian Siebeck

Der Flughafen von Whakatane sieht aus wie ein McDonald's ohne Rutsche. Die einen würden ihn deshalb gern abreißen, die anderen preisen seine erfrischend andere Architektur. Fast wäre es ohnehin egal gewesen. Mit weltläufiger Großstadtarchitektur ist in dem 15.000-Einwohner-Ort auf der Nordinsel Neuseelands sowieso kein Blumentopf zu gewinnen, ganz zu schweigen von den Flugzeugen, denn die flogen zwischenzeitlich gar nicht mehr hierher. Früher landeten täglich mehrere Beechcraft 1900D von Air New Zealand, zweimotorige Turboprops mit 19 Sitzen, die meist als Zubringerflugzeuge genutzt werden. Vor einigen Jahren aber änderte die nationale neuseeländische Airline ihre Ausrichtung: Die kleinen Flieger wurden abgeschafft und durch größere und effizientere Modelle ersetzt.

In Whakatane und einigen weiteren Orten wurde es plötzlich ziemlich einsam am Flughafen. „Das hat viele Leute vor den Kopf gestoßen“, sagt der Pilot Duane Emeny. „Wenn der Flag Carrier nicht mehr deine Stadt anfliegt, ist das für die Leute schlecht und auch fürs Geschäft.“ Duanes Vater Craig fackelte nicht lange. Jetzt fliegt die Familie Emeny den Ort Whakatane von Auckland aus an, werktags mit einem Fairchild Metroliner, der 32 Jahre alt ist, am Wochenende mit einer Douglas DC-3; sie ist seit 72 Jahren im Dienst, ein Relikt aus Zeiten des Zweiten Weltkriegs.

Die Emenys sind eine Luftfahrerfamilie. Es beginnt mit Cliff Emeny, Jahrgang 1920. Mit 19 Jahren beginnt er seine Karriere als Kampfflieger für die Briten. Er ist nicht nur ein herausragender Pilot, sondern macht sich auch einen Namen als Bordschütze und Radarbeobachter. In Burma wird er 1944 von den Japanern in Kriegsgefangenschaft genommen. Cliff Emeny stirbt im Jahr 2000, aber Kerosin fließt auch in den Adern seiner Kinder. Sein Sohn Brett wird Hubschrauberpilot, sein Sohn Craig Flugzeugingenieur und später Pilot. Zunächst fliegt er von den Chatham, der Inselgruppe zweieinhalb Flugstunden östlich von Auckland, mit einer Cessna Skymaster auf die Pitt Islands. 1984 gründet er Air Chathams, um Flüge zwischen Auckland und den Chatham-Inseln aufzunehmen.

Craig Emeny beweist früh seine Geschäftstüchtigkeit. Er sieht, dass es auf den Chathams viele Langusten gibt. Bis dahin wurden sie gefroren und dann mit dem Schiff auf die Hauptinseln Neuseelands gebracht. Craig Emeny kauft eine Convaire 580 und fliegt sie frisch. So schafft er einen neuen Markt. Mittlerweile fliegt Air Chathams mehr als 400 Tonnen Langusten jedes Jahr, außerdem Seeohren, Seeigel, Dorsche und Zackenbarsche. Für die Convaire entscheidet er sich, weil sie einen großen Frachtraum hat, aber auch Passagiere transportieren kann: „Das ist die beste Wahl für unsere Bedürfnisse.“

Denn Air Chathams ist auch für die 650 Bewohner der Inseln verantwortlich, fliegt für Krankenhaus und Polizei – und manchmal auch Touristen; so begrüßte die deutsche Theologin Margot Käßmann auf den Chatham als eine der ersten das neue Jahr. Die Convaire sind alt, aber die

meisten Passagiere, sagt Emeny, seien doch angenehm überrascht, dass die Flugzeuge geräumig sind und dass es Snacks und Kaffee gibt.

Die Convaire ist gut für kurze Start- und Landebahnen geeignet, hat eine Druckkabine, kann viel mitnehmen und ist „das schnellste Turboprop-Flugzeug in Neuseeland“, sagt Craig Emeny. Der zweieinhalbstündige Flug von Auckland nach Waitangi auf den Chatham-Inseln ist der längste Inlandsflug Neuseelands. Zur Convaire gesellen sich bald weitere Flugzeuge. Heute hat Air Chathams eine der verrücktesten Flotten der Welt: Convaire 580, Fairchild Metroliner, Saab 340 – und eben die Douglas DC-3 aus dem Krieg. Zu Craig Emeny kam sie über Umwege. Er besaß damals die Lizenz, Flüge innerhalb des Königreichs Tonga auszuführen. Und als er dort einen Hangar kaufte, kaufte er die DC-3 gleich mit.

Um das Flugzeug kümmert sich heute sein Sohn. „Ich hab mich eigentlich nie fürs Fliegen interessiert“, sagt Duane Emeny mit typischem Understatement. „Aber als ich drei oder vier Jahre alt war, sagte ich zu jedem: Wenn ich groß bin, werde ich Pilot.“ Schon als Kind sitzt er beim Vater auf dem Schoß, wenn der die Cessna Skyliner fliegt. Doch die 500 Dollar, die ihm der Vater als Guthaben in einem Fliegerclub hinterlegt, nutzt er nie. Erst als Duane Emeny nach der High School seinen Abschluss in Luftfahrt an der Massey-Universität macht, ist er endgültig überzeugt. Gleich im Anschluss lässt er sich auf den Flugzeugtypen von Air Chathams ausbilden.

Als die DC-3 (Registrierung: ZK-AWP) in die Flotte übergeht, sind die Verhältnisse klar. „Mein Vater kam zu mir und sagte: Ich will, dass die in der Luft bleibt und nicht wie alle anderen im Museum landet.“ Das ist nun der Job des Sohns. Schon damals leitete er die Geschicke der Airline in Tonga, während der Vater auf den Chatham lebte. Als der König von Tonga ein Flugzeug aus China bekommt und nun selbst eine Airline aufbauen will, ziehen sich die Emenys zurück. Die DC-3 nehmen sie mit, Equipment und Ingenieure kommen in Convaire nach.

Der Prototyp der DC-3, deren Militärausführung in Deutschland auch als „Rosinenbomber“ bekannt ist, ging 1935 zum ersten Mal in die Luft, 32 Jahre nach dem ersten Motorflug der Brüder Wright. Heute ist es das älteste Flugzeug im Liniendienst. Die DC-3 war damals eine Sensation: Sie hatte ein Einziehfahrwerk, lag gut in der Luft und war erstaunlich beweglich. Sie konnte Passagiere transportieren oder Fracht, sie setzte Fallschirmspringer ab, zog militärische Gleitflugzeuge oder streute Dünger auf Felder. Mit 16.079 Exemplaren ist sie noch heute das am häufigsten produzierte Verkehrsflugzeug der Welt. Zum Vergleich: Von der Boeing 737 gibt es gerade einmal 9659 Stück.

Heute wird die DC-3 kaum noch im Passagierverkehr eingesetzt – schon gar nicht auf Linie. Buffalo Airways fliegt sie hoch oben in den kanadischen Nordwest-Territorien, Air Chathams von Auckland nach Whakatane, dorthin, wo der kuriose Flughafen steht. „Aber sicherheits-

halber nur am Wochenende“, sagt Craig Emeny, der für seine Verdienste um die Luftfahrt mit dem neuseeländischen Verdienstorden ausgezeichnet worden ist. „Wir wollen Geschäftskunden diese Überraschung ersparen.“ Auch wenn es für viele eine angenehme Überraschung wäre.

Das Flugzeug hat keine Druckkabine, daher kann es nur sehr niedrig fliegen. Und doch sind die Passagiere erstaunt, wie sanft es sich durch die Luft bewegt – und wie leise es dabei ist. An Bord ist an diesem Tag auch ein Tourist aus England, der sich seit Monaten auf den Flug freute. „Ich war in jedem Land der Welt, in Kriegs- und Krisengebieten, in der Antarktis – aber um eine DC-3 zu fliegen, muss man sonst nach Afrika und braucht viel Glück und Kontakte.“ Dort wäre der Flug vermutlich noch aufregender. Aber das hier sei eben eine komfortable Lösung. Die Chathams nimmt er am nächsten Tag gleich noch mit – sie sind der letzte weiße Punkt auf seiner Weltkarte.

An Bord gibt es Käse, Cracker und Trauben. Bei 300 Stundenkilometern hört man Jazz und das sanfte Summen der Propeller. Fliegen ist hier noch Handarbeit. Hinter der Tür zum Cockpit, die während des Flugs geöffnet bleibt, hängt eine Plakette: Douglas Aircraft Company, Inc. Seriennummer: 33135. Baujahr: 1945.

Die Fabrik in Oklahoma City, in der diese DC-3 gebaut wurde, ist eigens errichtet worden, um den Bedarf an Kriegsflugzeugen für den Zweiten Weltkrieg zu stillen. Die DC-3 – Länge: 19,66 Meter, Spannweite: 29,98 Meter, Höhe: 5,16 Meter – war gut für das Militär geeignet. Sie kann auf Schotterpisten unter 1000 Metern abheben und mit ihren zwei Doppelstermotoren vom Typ Pratt & Whitney R-1830-92 mit jeweils 1200 PS bis zu drei Tonnen transportieren. Am 21. April 1945, als die Rote Armee in Berlin einfällt, macht sich die DC-3 auf den Weg von Oklahoma nach Hamilton in Neuseeland. Wenige Wochen später tritt sie in den Dienst der neuseeländischen Luftwaffe. Da ist der Krieg so gut wie vorbei.

Nach Kriegsende wird die DC-3 in Japan stationiert und fliegt neuseeländische Soldaten in die Heimat zurück. Anschließend wirft sie von Singapur aus Hilfsgüter im malaysischen Guerrillakrieg ab. 1952 wird sie in den zivilen Luftverkehr überstellt, zur New Zealand National



Fliegerfamilie: Craig und Duane Emeny

Airways Corporation, dem Vorläufer der heutigen Air New Zealand, und wird auf den Namen „Powhaitere“ getauft – das ist die Maori-Bezeichnung für den Springstich, der zufälligerweise auf den Chatham-Inseln beheimatet ist. Jeder Flug ist seither im Logbuch eingetragen. Mehr als 49.900 Flugstunden hat sie heute hinter sich, das sind fünfzehn Jahre in der Luft.

Im Jahr 1963 bekommt sie größere Fenster für die Kabine, eine Heizung und bessere Schalldämmung. Die DC-3 ist danach ein „Skyliner“. Später wird sie in Westsamoa stationiert, ein paar Jahre darauf streut sie Dünger über Felder in verschiedenen Teilen Neuseelands. Als sie im Mai 1985, vier Jahrzehnte nach Indienstellung und nach 6722 Düngestunden, in den Ruhestand geht, wird sie an Classic Air Services verkauft. Und ein Jahr später geht sie wieder in die Luft – als Postflugzeug, bis 1993. Sie ist schon oft in Rente gegangen und stand schon mehr als einmal davor, verschrottet zu werden. Aber immer hat sie

Glück. Mal geht eine andere DC-3 kaputt, und sie darf sie ersetzen. Mal entscheidet ein Münzwurf, dass sie weiterhin darf und nicht als Ersatzteillager endet.

2004, als der König von Tonga sie nach einigen Eigentümerwechseln zu sich nach Fua'amotou holt, steht sie mehrere Jahre in einem Hangar. Während eines Aufruhrs wird sie von einem wütenden Mob beinahe in Brand gesetzt. Als Craig Emeny sie für sein Fluggeschäft in Tonga zusammen mit dem Hangar kauft, ist die DC-3 in einem miserablen Zustand. Zusammen mit seinem Sohn streicht er sie neu, baut ein System für Passagieransagen ein und Sitze aus einer alten Boeing 737 der New Zealand National Airways Corporation. „Und dann haben wir sie auf den Flugplan gesetzt“, sagt Duane Emeny. Von 2010 an fliegt sie im inner-tongalesischen Linienvverkehr. „Die Touristen kamen aus Europa und Amerika nach Tonga, nur um mit ihr zu fliegen.“

Seit die Emenys sich aus Tonga zurückgezogen haben und zurückgekehrt sind nach Neuseeland, fliegt die Douglas DC-3 regulär von Ende Oktober bis Ostern, also dann, wenn in Neuseeland Sommer ist. Klar, die DC-3 verbraucht mehr, und sie benötigt Avgas, verbleites Flugbenzin. Aber der Sohn steht zu seinem Versprechen, die alte Dame in der Luft zu halten. Während sein Vater auf den Chatham lebt, kümmert Duane sich um die Basis in Auckland.

Vater und Sohn genießen hohes Ansehen in vielen Orten, die sie wieder mit der Welt verbunden haben. Sie führen ein erfolgreiches kleines Familienunternehmen mit 35 Mitarbeitern. Und Air Chathams ist profitabel. Duane Emeny hat die Ausdauer und Willensstärke seines Vaters geerbt. Ihre Convaire wollen sie in vier, fünf Jahren ausflotten. „Wir suchen aber noch nach einem geeigneten Ersatzflugzeug“, sagt Craig Emeny. Wenn die Chatham eine längere Landebahn bekommen (bis jetzt ist sie nur 1400 Meter lang), kaufen Vater und Sohn vielleicht bald eine Boeing 737. Darin könnte man immerhin ein Drittel der Bewohner der Chatham-Inseln transportieren. Und eine Saab, wenn eine auf den Markt kommt. Die DC-3 behalten sie, natürlich. Die alte Dame ist längst Teil ihrer Familie geworden.



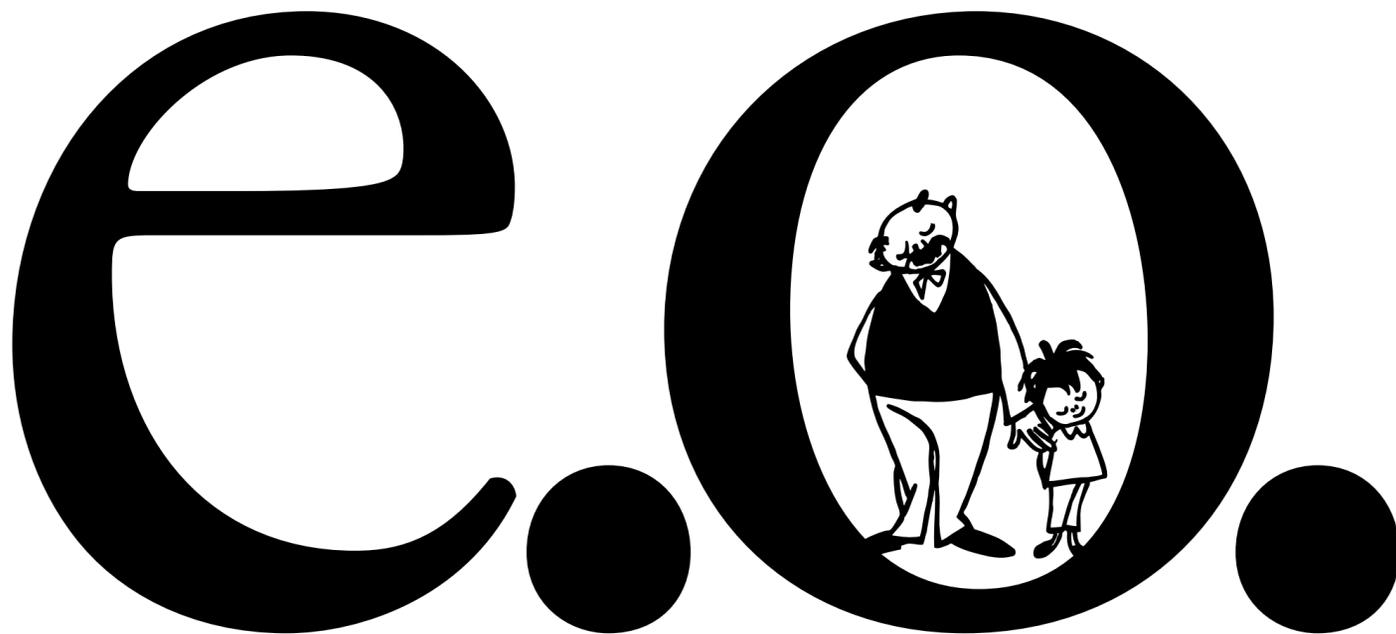
In Deutschland als „Rosinenbomber“ bekannt: In Neuseeland kann man mit der DC-3 wirklich noch als Linienflugzeug fliegen.

FOTOS: AIR CHATHAMS, JOHN KING


 GRAF VON FABER-CASTELL

CLASSIC MACASSAR – BLACK EDITION

SCHREIBGERÄTE MIT ROBUSTER BESCHICHTUNG AUS TITAN UND EINEM KANNELIERTEN SCHAFT AUS AUSDRUCKSSTARK GEMASERTEM HOLZ.
 ERHÄLTICH IN UNSEREN BOUTIQUEN SOWIE BEIM GUT SORTIERTEN FACHHÄNDLER.
 WWW.GRAF-VON-FABER-CASTELL.DE



In der Geburtsstadt des Zeichners Erich Ohser regeln bald Ampeln mit Motiven von „Vater und Sohn“ den Fußgängerverkehr.

Von Stefan Locke



Bei Rot bleibe steh'n: Die Entwürfe für die Ampelmännchen zeigen den Vater als Fußgänger und den Sohn als Radfahrer.



Wahrscheinlich hätte sich Erich Ohser über die ganze Sache erst einmal lustig gemacht, vielleicht auch gleich eine Karikatur gezeichnet. Wie sich Beamte über Pläne beugen, die Stirn runzeln, tief einatmen und ausatmen, um dann noch einmal ganz genau in den Vorschriften für Lichtzeichenanlagen zu blättern. So heißen Ampeln ja auf Amtsdeutsch. Als sich dann aber auch nach nochmaliger Prüfung nichts finden ließ, um eine Genehmigung zu versagen, setzte der Vorgesetzte auf das Papier einen grünen Haken und erteilte eine Ausnahmegenehmigung. Damit fuhr neulich der sächsische Verkehrsminister Martin Dulig (SPD) von Dresden nach Plauen, um der Stadt im Vogtland persönlich die frohe Botschaft zu überbringen: Plauen darf an ausgewählten Fußgängerampeln die herkömmlichen Ampelmännchen durch Vater-und-Sohn-Figuren Erich Ohser's ersetzen.

Die kleinen Zeichnungen ohne Text, die meist wenige Bilder umfassen, waren bei einem Millionenpublikum beliebt und sind weit über Deutschland hinaus bekannt. Ein untersetzter, kahlköpfiger Vater, der stets liebevoll besorgt ist, meistert gemeinsam mit seinem Sohn Alltagsabenteuer und findet oft komische Lösungen. Gut 160 Mal durfte Ohser in den dreißiger Jahren seine beiden Helden in der aufgabenstarken „Berliner Illustrierten“ auftreten lassen, allerdings nur unter Pseudonym.

In der Weimarer Republik hatte er politische Karikaturen unter anderem im SPD-Organ „Vorwärts“ publiziert und häufig auch noch Hitler und Goebbels karikiert. Das bot sich damals an, hatte jedoch zur Folge, dass Erich Ohser 1933 die Aufnahme in die Reichskulturkammer verwehrt wurde, was einem Berufsverbot gleichkam. Zum Arbeiten brauchte er fortan Ausnahmegenehmigungen, und er zeichnete als „e.o.plauen“ weiter. Der erzwungene Künstlername setzte sich aus seinen Initialen und seiner Heimatstadt Plauen zusammen – und wurde fortan zu seinem Markenzeichen.

In Plauen wird Erich Ohser schon lange verehrt: Eine Straße, eine Berufsschule und ein Karikaturistenpreis sind nach dem wohl bekanntesten Sohn der Stadt benannt. Die Idee mit der Ampel entstand nach einem Bericht in der Lokalzeitung, erzählt Ralf Oberdorfer, der Oberbürgermeister. Geschenkt, dass dafür so viel Papierkram nötig war. „Vater und Sohn und e.o.plauen stehen für Plauen wie die Mainzelmännchen für Mainz. Ich freue mich, dass die beiden künftig an Plauener Ampeln leuchten werden“, sagt der FDP-Politiker. Für den eigens aus Dresden ange-reisten Minister sind „Vater und Sohn“ zusammen „einfach unschlagbar“. Dulig, Vater von sechs Kindern, weiß, wovon er spricht. Die Vorlagen für Ampelväterchen und Ampelsohnchen gestaltete der Maler André Bretschneider,



Der echte Vater: Erich Ohser im Jahr 1943

der im Auftrag der Stadt auch schon Stadtmöbel wie Stromkästen mit „Vater und Sohn“-Motiven schmückte.

Ohser, der mit Erich Kästner befreundet war und für dessen Gedichtbände Illustrationen anfertigte, wurde 1944 als Regimegegner denunziert. Wenig später nahm er sich mit 41 Jahren in Gestapo-Haft das Leben. Seine Frau und sein Sohn überlebten den Krieg in England. Der Sohn kam nach dem Mauerfall nach Plauen und vermachte der Stadt 1400 Zeichnungen seines Vaters. Sie sind die Grundlage der e.o.plauen-Stiftung und eines Museums.

Selbstverständlich hatte auch der Sohn wieder einen Sohn, und dieser hat sogar zwei Söhne. Opas Zeichnungen sind bei Familie Ohser in jeder Hinsicht Programm. Der Enkel und die Urenkel leben in den Vereinigten Staaten, sind aber der Stadt Plauen eng verbunden. Ob der Vater und seine Söhne zur Einweihung der gleichnamigen Ampeln ins Vogtland reisen werden, steht noch nicht fest. Im Fall des Falles aber gilt dann auch für sie: Bei Rot bleibe steh'n, bei Grün kannst du geh'n. Ausnahmegenehmigungen für Prominente sieht die deutsche Straßenverkehrsordnung jedenfalls nicht vor.

FOTOS: LAIF, E.O.PLAUEN-STIFTUNG, ENTWURFSZEICHNUNGEN: ANDRÉ BRETSCHNEIDER



MOSEL

FASZINATION WEIN

WEIN VON HELDEN

Steile Hänge, karge Schieferböden und kühles Klima: An Mosel, Saar und Ruwer treffen Reben und Winzer auf extremes Terroir. Nichts für schwache Nerven. Unsere Winzerhelden erschaffen hier einzigartige Weine.



Mosel ist eine geschützte Ursprungsbezeichnung (g.U.) der Europäischen Union. Entlang der Mosel von Frankreich bis nach Koblenz sowie an Saar und Ruwer werden zu 90% weiße Rebsorten angebaut, vor allem Riesling. Die Festlegung der Reifegrade, die Methoden der Weinbereitung und die sensorische Prüfung der Weine aus der gU Mosel unterliegen dem Reglement der EU und sind zugleich Ausdruck der Weinkultur der Mosel. Weitere Informationen unter www.gu-mosel.de





KUNST UND GUNST

David Zwirner gehört zu den großen Galeristen. Sein Sohn könnte ihm helfen, noch wichtiger zu werden. Eine Begegnung mit Lucas Zwirner in New York.

Von Jennifer Wiebking, Fotos Tobias Everke

Er nennt ihn nicht Papa, er redet auch nicht von seinem Vater. Wenn Lucas Zwirner mit seinem Vater David Zwirner spricht, dann sagt er David. Er sagt das nicht einfach so, und er hat darin bis jetzt keine große Sache gesehen. „Ich dachte immer, das ist bestimmt etwas Deutsches, den Vater nicht Papa zu nennen“, sagt Lucas Zwirner. „In Amerika nennt ja kein Mensch seine Eltern beim Vornamen.“

Lucas Zwirner, 26 Jahre alt, Sohn von Monica und David Zwirner, in New York geboren und aufgewachsen, spricht ein Deutsch, als käme er aus Köln. Das ist die Heimatstadt seines Vaters, dessen Vater wiederum ein legendärer Kunsthändler ist: Rudolf Zwirner war 1967 Mitbegründer des Kölner Kunstmarkts, der späteren Art Cologne, der ersten Messe für zeitgenössische Kunst überhaupt. Und der Vater des Großvaters, Eberhard Zwirner, war schon Akademiker, „und ein formeller Mann“. Der Mediziner war ein Pionier der Quantitativen Linguistik, zuletzt bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1969 Inhaber des Lehrstuhls für Phonetik und Phonologie an der Universität Köln. Für seinen Sohn Rudolf hieß er immer Eberhard. Und Rudolf ist für seinen Sohn David nur Rudolf. So musste also David für Lucas einfach nur David sein. „Aber meine Mutter hasst es, wenn ich sie Monica nenne“, sagt Lucas Zwirner und lacht. „Ich versuche dann, Mama zu sagen.“

Das Familienritual, das sich durch den Stammbaum zieht und also mindestens auf den Urgroßvater Anfang des 20. Jahrhunderts zurückgeht, kommt ihnen nun gerade recht. Denn Lucas Zwirner ist jetzt Mitarbeiter seines Vaters und nennt ihn einfach so wie jeder andere in der New Yorker Galerie auch. Der Vorname ersetzt schließlich in den Vereinigten Staaten selbst in der höflichen Ansprache den förmlich klingenden Nachnamen.

David Zwirner ist einer der wichtigsten Galeristen der Welt. Auf den Power-Listen der Szene steht er für gewöhnlich an Nummer zwei, hinter dem Amerikaner Larry Gagosian. Und er hat eben diesen Sohn. Lucas macht im Unternehmen nicht das, was andere schon lange können. Mit David Zwirner Books, einem eigenen Verlag, will er die Marke Zwirner erweitern.

Ausgerechnet ein Verlag, David Zwirner Books, in digitalen Zeiten wie diesen. Es geht um Kataloge, Monographien, Kurzgeschichten, die sich Sammler kaufen können, die noch nicht das Geld zum richtigen Sammeln haben. High-End-Souvenirs sozusagen, kleine Taschenbücher wie zum Beispiel Rainer Maria Rilkes

„Letters to a Young Painter“, „Degas and His Model“ von Alice Michel, „Chardin and Rembrandt“ von Marcel Proust. Die Bände sind mal in Rosa eingeschlagen, mal in Dunkelblau, der Anfang einer Art zweiter Edition Suhrkamp, die schon bereitsteht. „Genau“, ruft Lucas Zwirner. „Suhrkamp in Amerika! So etwas gibt es hier nicht, ein Taschenbuch kann doch auch schön aussehen.“

Merchandising mit intellektuellem Anspruch – das passt zur Kunstwelt, in der trotz der politischen und wirtschaftlichen Krisen auf der Welt noch immer Goldgräberstimmung herrscht. „Ich habe überlegt, was interessant wäre für die ersten Bände“, sagt Lucas Zwirner. „So kam ich auf zwei erste Texte. Der eine ist von meinem ehemaligen Professor in Yale, der andere von einer großartigen Übersetzerin aus Jerusalem. Sie hat gerade den ganz frühen Essay von Proust noch mal übersetzt, toll!“

Die Idee mit dem Verlag ist eine der Überraschungen, wenn man sich mit Lucas Zwirner zusammensetzt, um über sein Leben zu sprechen. Warum sollte sich ein kluger junger Mann, der in Yale Literatur und Philosophie studiert hat und gerade 26 Jahre alt ist, ausgerechnet für Papier interessieren? Draußen haben sie an diesem sonnigen Tag ein Schild aufgestellt, „Pop-Up-Shop“, schwarz auf weiß. „Ich möchte diese Texte, die hoch interessant sind, auch für jüngere Leser attraktiv machen. So ein Buch in Pink sieht doch gut aus.“

Der Satz könnte im Gegensatz zur Literatur stehen, die sich so wenig um Oberflächlichkeiten schert. „Natürlich sollte der Inhalt wichtig sein, und diese Ideen, die man innerhalb von ein, zwei Stunden gelesen hat, sind hochinteressant. Aber Style ist in unserer Welt eben nicht mehr wegzudenken.“ Für Inhalt braucht es heute kein bedrucktes Papier mehr. Es geht um das Gefühl, das ein Buch transportiert. Ein Gefühl, das nach seinen Worten auch dann noch Bestand hat, wenn die Blicke vornehmlich auf kleinen Bildschirmen haften, vielleicht gerade dann. „Dieser ganze Kindle-Hype ist doch schon wieder weg.“

Lucas Zwirner gehört in dieser Hinsicht kaum zur mittlerweile rundum erforschten Generation Y, er ist ja noch nicht einmal auf Facebook. Streng genommen ist er überhaupt nicht in sozialen Netzwerken unterwegs. „Da bin ich nie angekommen. Mein Leben ist erfüllt genug. Gut, vielleicht hatte ich auch Glück: Ich muss mich nicht mehr selbst promoten, hier habe ich ja schon eine Plattform.“ Er schaut sich in dem kleinen Buchladen direkt neben der Blockbuster-Galerie seines Vaters um, fünf Etagen an der 20. Straße in Chelsea. Eine Nebenstraße weiter Downtown sind es noch einmal drei Ausstellungsflächen.

Lucas Zwirner ist 1,95 Meter groß, hat wasserblaue Augen und trägt an diesem Tag ein nicht gerade perfekt gebügeltes hellblaues Hemd zu Jeans und Chelsea-Boots. Er hat sich einen so niedrigen Stuhl herangezogen, dass es bis zum Asphalt der Straße nicht weit ist. Er wohnt nicht in Chelsea, sondern an der Bowers, zwischen Grand und Hester Street, in Chinatown, wo sich immer mehr kleinere Galerien ansiedeln. „Das wird gerade zum Problem. Es gab schon ein Treffen zwischen Galerien und den Chinesen, die dort wohnen, weil die Immobilienpreise so steigen.“ Selbst die Kleinen haben heute das finanzielle Rüstzeug, um die Gegend zu gentrifizieren. „Aber andererseits: Ich weiß nicht, ob sich da wirklich eine Szene bilden wird. Das werden erst die nächsten fünf Jahre zeigen.“

Lucas Zwirners Wohnung liegt also nicht weit entfernt von der Gegend, wo er aufgewachsen ist. David Zwirners erste Galerie war in Soho, damals, als es noch nicht so aussah wie eine Shopping-Mall. „Das war sehr besonders. Es ging unkonventionell zu, obwohl wir zugleich als Familie sehr eng waren.“ Die Eltern kannten sich schon seit der High School. David Zwirner hatte als Jugendlicher mit seinem Vater kurz in New York gelebt, in einem Loft in Soho. Als er Jahre später wieder in der Stadt war, traf er Monica Seeman zufällig auf der Straße. Der Rest ist Geschichte. Das Paar lebte fortan mit Lucas sowie den zwei jüngeren Töchtern am Broadway zwischen Prince und Spring Street, also wieder in Soho. Die Künstler waren ständige Hausgäste. „Geld war nicht so viel da. Deshalb lebte Jason Rhoades bei uns, Franz West, Luc Tuymans. Aber Jason mochte Kinder ganz besonders und hatte keine eigenen. Mit ihm konnte man richtig toben.“

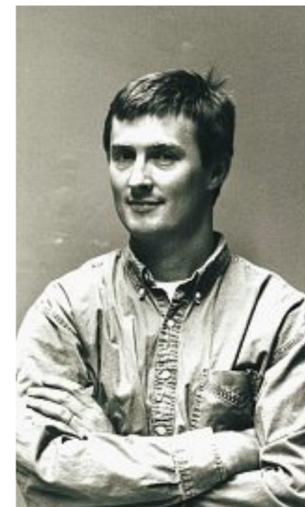
Mit dem 50cc Dirt Bike, einem Motorrad, das der Künstler ihm geschenkt hatte, heizte Lucas als Dreizehnjähriger einen Sommer lang über Long Island. Der japanische Künstler Yutaka Sone interessierte sich für ferngesteuerte Autos. „Es gab da diese Modelle aus Japan, die so laut waren wie ein Rasenmäher – und schnell, 50 Stundenkilometer. Die brachte er uns mit, und mit denen sind wir dann über die Flure gefahren, bis sich die Nachbarn beschwert haben.“

Typisch deutsch ging es bei den Zwirners trotzdem oft genug zu: „Wir haben immer zusammen gegessen. Meine Freunde fanden das völlig verrückt.“ Deutsch sprach Lucas von Beginn. „Als ich ein, zwei Jahre alt war, hat meine Mutter gearbeitet, und David hat seine Galerie geplant. Wir waren dieses Jahr über die ganze Zeit zusammen. Deshalb hat es mit Deutsch von Anfang an so gut geklappt.“

1993 war Eröffnung der Galerie. Später hörte der Junge deutsche Kinderkassetten rauf und runter, „Das Sams“, „Die drei ???“, „TKKG“. „Das war sozusagen deutsch pur von anderen Kindern. Ich ging damit sehr obsessiv um, jeden Abend eine Stunde, von vier bis zehn Jahren.“

Nachdem Herr Taschenbier und Justus Jonas das Loft in Soho über Jahre beherrscht hatten, zog die Familie um, in ein Stadthaus im East Village. „Als H&M in Soho ankam, waren wir schon weg.“ Es war die Zeit, als es finanziell besser ging. „Aber eigentlich hatte das mit Geld nicht viel zu tun, David ist kein extravaganter Typ“, sagt Lucas Zwirner und ergänzt, mit Blick auf den von der deutschen Architektin Annabelle Selldorf entworfenen Neubau nebenan: „Die Galerie muss schön sein, ja. Aber dabei steht die Kunst im Mittelpunkt. Die Fassade muss gut aussehen, und es muss viel Raum mit Licht geben.“ Es gehe nicht darum, ein Mahnmal zu schaffen oder als Platzhirsch dazustehen. Es ist das Image, intellektuell, geerdet, deutsch, mit dem sich David Zwirner bewusst von seinem Konkurrenten Larry Gagosian unterscheidet.

Aber wie man es dreht und wendet: Statt der dreistöckigen Parkgarage steht an dieser Stelle an der 20. Straße nun ein fünfstöckiger Komplex, eine echte Ansage. Die großen Galerien werden seit der Finanzkrise immer mächtiger. Siehe das Kunstunternehmen von David Zwirner, der seit fünf Jahren auch eine Dependence in London unterhält und 2018 eine in Hongkong eröffnen wird, siehe auch die Gagosian Gallery und die Pace Gallery,



Junger Mann damals, junger Mann heute: Unser Fotograf porträtierte 1994 David Zwirner und 23 Jahre später seinen Sohn Lucas (links).

die in den vergangenen Jahren immer größer geworden sind. „Natürlich ist das ein großer kapitalistischer Moment, in dem wir da gerade stecken“, sagt Zwirner. „Und damit verbunden ist da auch diese Neugierde: Was könnte funktionieren? Welche Fragen sollte man sich stellen? Sollte man dieses oder jenes nicht anders machen?“ Das kritische Selbstbewusstsein sei eine Gemeinsamkeit von Vater und Sohn.

Lucas Zwirner stieg nicht sofort nach dem Studium in die Galerie seines Vaters ein. Er arbeitete als Englischlehrer in Harlem, „14, 15 Stunden Arbeit am Tag.“ Dann ging er nach Los Angeles. Jason Rhoades war 2006 gestorben, der Künstler, mit dem Zwirner als Kind so oft getobt hatte. Dem Zweiundzwanzigjährigen war daran gelegen, dessen Leben in einem Buch gerecht zu werden. Er sprach mit anderen Künstlern, mit Kuratoren, mit Rhoades' ehemaliger Kunstlehrerin. Als Zwirner das Buch abgeschlossen hatte, war er bereit. Er kam nach New York zurück und fing in der Galerie an.

So geschen ist es kein Zufall, dass Lucas Zwirner das Verlagshaus übernommen hat, das zur Galerie seines Vaters gehört. Bücher waren schon immer sein Thema. So wie sein Vater damals tagsüber Musik an der New York University studierte und abends auftrat, ehe er sich doch für die Branche seines Vaters Rudolf entschied.

Nach seinem zweiten Jahr in Yale verbrachte Lucas Zwirner den Sommer nicht etwa dort, wo es entspannt zugeht, oder in einem Praktikum, sondern an seinem Schreibtisch. Der Achtzehnjährige hatte sich vorgenommen, „Momo“ von Michael Ende ins Englische neu zu übersetzen. „Mein Vater hatte mir das als Kind vorgelesen, später habe ich es allein gelesen.“ Im Sommer 2010 machte er sich an die Arbeit. „Einen Monat nur übersetzen, im zweiten das Manuskript überarbeiten, acht bis zehn Stunden pro Tag, sechs Tage die Woche, einen Tag Ruhe.“ Langeweile? „Das Übersetzen kann sehr langweilig sein, klar. Aber man wird stilistisch als Schreiber stärker. Für eine gute englische Übersetzung muss man richtig gut Englisch schreiben können.“ McSweeney's verlegte es schließlich. Ein Manuskript für einen Roman hat er ebenfalls noch in der Schublade, seit vier Jahren. „Eine Figur ist darin auf der Suche nach einer anderen, es geht quer durch Amerika. Aber diese Vorstellung, den ganzen Tag isoliert zu sein und vor mich hinzuschreiben – das war nichts für mich.“

Deshalb arbeitete Lucas Zwirner als Lehrer in Harlem, ging nach L.A. und ist jetzt auf dem besten Weg, der Verleger im Hause seines Vaters zu werden. „Ich wollte aus meinem Kopf raus.“



Durch dick und Düne: Die Frage nach Sinn und Zweck eines solchen Gefährts verläuft beim Side-by-Side-Quad im Sande.

NUR EIN SPASS

Mit dem Yamaha-Quad YMZ1000R/SE lässt sich in freier Wildbahn das reine Vergnügen erfahren. *Von Lukas Weber*

Kinder, lasst uns draußen spielen. Der Sohn hat keine Lust, auch wenn er das seltsame Gerät putzig wie ein böses Insekt findet. Aber die Tochter will. Ein Helm vom Mopedfahren ist rasch gefunden, sie wird warm eingewickelt, und schon kann's losgehen.

Das ist das Schöne am Side by Side: Der besorgte Vater hat seine Tochter neben sich sitzen statt auf dem Sozios, deshalb heißt das Riesenquad so. Da kann er sehen, wenn ihr schlecht wird, und seinen Vorwärtsdrang bremsen. Obwohl das Yamaha mit dem sperrigen Namen YMZ1000R/SE eher fürs Gasgeben als fürs Bremsen gemacht ist. Ungezügelt schickt der Dreizylindermotor mit einem Liter Hubraum 112 PS an die dicken Reifen, sie haben mit den knapp 700 Kilo leichtes Spiel.

Davor steht der Start: an Plastiktür und Rohrgeflecht der Überrollkonstruktion vorbei einfädeln, die Sitze sind erstaunlich bequem, kein Glas trübt den Blick auf die Welt. Der Motor startet mit Gebrüll, Kupplung drücken – peng. Das Geklacker ist wohl normal, es meldet sich bei jedem Gangwechsel. Hört sich an, als ob vor der Hinterachse, wo der Motor liegt, gerade etwas abfällt. Also Hebel nach vorne, erster Gang, die anderen vier werden im sequentiellen Getriebe nach hinten gerissen.

Einen Rückwärtsgang gibt es auch, er kann mit Glück oder feiner Gewalt ganz vorn gefunden werden, wenn der dicke Entriegelungshebel am Lederlenkrad gezogen wird. Gas geben, Kupplung kommen lassen, der Motor ist aus. Heilig's Blechle, unter Drehzahl 4000 tut sich kaum etwas. Wie lange wohl die Kupplung das ständige Anfahren aus der Stadt heraus mitmacht?

Andere Side by Sides haben erst gar keine, sondern eine langweilige Riemenautomatik. Der Yamaha war der erste sportliche Vertreter der Gattung mit Getriebe, als er 2015 auf den Markt kam. Was nicht dringend zum Fahren gebraucht wird, gibt es nicht – keine Assistenten, nicht einmal ein Lenkradschloss. Die fummeligen Knöpfe an der Lenksäule werden freilich für den Blinker gebraucht; sie sind notwendig, wenn das Gefährt als Ackerschlepper zugelassen werden soll, was Yamaha den Händlern überlässt. Zäher Verkehr schmeckt dem Rüpel gar nicht, er beschwert sich mit Rucken und Klappern und quält die Hinterteile von Fahrer wie Beifahrerin mit markigen Vibrationen. Wer tut sich so etwas freiwillig an und bezahlt noch fast 26.000 Euro dafür?

Diese Gedanken sind vergessen, wenn die Straße frei ist. Unter wildem Trompeten schießt das Insekt nach vorn, sobald der

Motor mit Drehzahlen bis fast 11.000 Umdrehungen in der Minute gelockt wird. Und siehe da – die Vibrationen sind weg, die Gänge flutschen wie Butter. Nach oben geht das ohne Kupplung fast noch besser, die Betriebsanleitung verbietet es aber. Der fünfte ist rasch erreicht, knapp unter Autobahn-Richtgeschwindigkeit regelt ein Begrenzer radikal ab. Kurvige Sträßchen werden im Drift umeilt, der dank der grobstolligen Reifen sanft einsetzt und wunderbar kontrollierbar abläuft. Und auch, weil fast ein halber Meter Federweg bereitsteht. Das Ding schwebt und fliegt, es fühlt sich an wie ein Rennboot über rauem Wasser, nur mit Kurvenneigung nach außen.

Das Vergnügen steigert, wer im Dreck wühlt. Auf Sand, Schotter, Gras und vielleicht auch Schnee lässt sich herumwedeln, dass es die reine Freude ist. Wer sich festfährt, kann die Vorderräder zuschalten und obendrein deren Differential sperren. Wohl dem, der ein großes Grundstück hat, wir sind mit dem Yamaha auf einem privaten Acker herumgetollt. Und der Verbrauch? Wer zahm auf der Landstraße fährt, kann vielleicht mit acht Litern hinkommen.

Wer braucht so etwas? Der YMZ 1000 ist ein motorisiertes Fahrzeug, das für rein gar nichts anderes gut ist, als Spaß damit zu haben. Das ist ja auch schon was. ◀

SIEH MAL AN



HÄNGEPARTIE

Die Kids zur Kita oder den Hund mit dem Fahrradanhänger ins Grüne kutschieren, das kann jeder. Und die nicht aufs Fahrrad passende Kiste Wasser ist genauso von gestern wie die längst zum Normalfall gewordene Campingausrüstung mit dem Sonnenkraftwerk der Kollektoren auf dem Hängerdach. Wer aber mehr Länge ins Rollen bringen will als jedes Lastenrad packt, findet alles Nötige bei Hinterher in München: nicht nur puristisch-einachsige Tragflächen für die offene Holzkiste oder einen abschließbaren Alukasten, sondern etwa auch Trailer fürs Paddelboot oder das Surfbrett. *(py.)*



FLUGSCHAU

Drohnen, Bilderkennungs-algorithmen und maschinelles Lernen sorgen dafür, dass sich die Population der Giraffen und Gazellen in der Kalahari, die sich über weite Teile Botswanas, Südafrikas und Namibias erstreckt, leichter überwachen lässt. Nutzen die Wildhüter bislang Hubschrauber, übernehmen nun Drohnen die fotografische Erfassung der Savanne. Forscher der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Lausanne haben Algorithmen für die Drohnenkartierung entwickelt. Die Fotos können mit Standard-Kameras und Standard-Drohnen geschossen werden und erlauben den Wildhütern eine präzise Populationsschätzung. *(misp.)*



SERIENAUSSTATTUNG

Wem der Spaß am Dieselloch noch nicht vergangen ist, der kann mit ihm jetzt in eine neue Dimension beschleunigen. Der BMW-Vedder Alpina schickt das schnellste in Serie gebaute Dieselmotoren der Welt an den Start. Der aufgeladene 3,0 Liter Reihensechszylinder im D5 S entwickelt 388 PS und 800 Nm Drehmoment, was für 4,4 Sekunden von 0 auf 100 km/h und 286 km/h Höchstgeschwindigkeit genügt. Erstmals verbaut Alpina Allradantrieb, sonst würde die Kraft wohl durchdrehend verzaubern. Den 5er gibt es ab 87.900 Euro. *(hap.)*

FOTOS: HERSTELLER © MICHAEL KREITZER

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine



Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. AVENSO GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin, Deutschland



IHR FOTO HINTER ACRYLGLAS
ab **7,90 €**



Ihre schönsten Momente im Großformat. Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihre Fotografie hinter Acrylglas, gerahmt oder als Großabzug. Unsere Produkte sind „Made in Germany“ – profitieren Sie von mehr als 100 Testsiegen und Empfehlungen! Hochladen und Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone aus.

WhiteWall.de
Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München



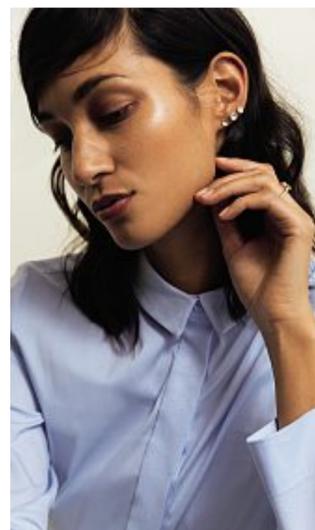
© Objects by Vibiaffe



Berlin und das Thema Airbnb-Touristen? Gäh. Wer Wert auf guten Stil legt, bucht sich besser über Suite 030 ein, zum Beispiel in dieses Baumhaus in Zehlendorf.

054

Bedeutende Dinge,
Menschen, Ideen,
Orte und weitere
Kuriositäten,
zusammengestellt von
Jennifer Wiebking



Dass nun immer mehr Schmuckmarken nachhaltig arbeiten, ist eine der besten Ideen der Branche seit langem. Quite Quiet aus Berlin gehört zu den jüngsten Beispielen dieser Bewegung.

NICHT NUR MIT SOCIAL MEDIA SPIELEN

Man denkt es immer, wenn man mit der U-Bahn fährt. Aber die Leute hängen gar nicht dauernd am Handy. Manchmal spielen sie auch „Mensch ärgere Dich nicht“ oder bauen Häuser mit Legosteinen. Laut Zahlen des Marktforschungsunternehmens Euro-monitor wuchs der Verkauf von Spielen und Puzzles im vergangenen Jahr jedenfalls um acht Prozent – so stark wie seit 2002 nicht mehr.

In Zeiten, da es von Dating-Plattformen nur so wimmelt, muss es auch das geben: ein Netzwerk, um einfache Freundschaften zu schließen. Hier zu sehen sind nicht drei User von 25friends, sondern die Gründer Juri Materi, Ramid Ataei und Florian Frese (von links).



Seit Generationen wissen Menschen, die sich im Winter nicht verkriechen wollen, die Stiefel von Ludwig Reiter zu schätzen. Auf den guten Stücken haben sich jetzt die Designer des Labels Peter Pilotto verewigt.



Wenn es mies läuft, hat man Vodafone, die Telekom und wie sie alle heißen schnell satt. Good ist auch ein Mobilfunkanbieter und nicht teurer. Zehn Prozent der Beiträge gehen jeden Monat an einen karitativen Zweck der Wahl.

BFF

Wenn Jugendliche einen Freund ihren allerbesten Freund nennen können, dann ist das positiv. So legt es eine Studie der Universität von Virginia in Charlottesville nahe. Die Forscher untersuchten zehn Jahre lang die Sozialbeziehungen von 169 jungen Menschen im Alter von 15 bis 25 Jahren. Diejenigen mit einer engen Bezugsperson hatten mit Mitte zwanzig mehr Selbstvertrauen, weniger soziale Ängste und ein geringeres Risiko, an Depressionen zu erkranken, als jene, die stets eine größere Gruppe von Freunden um sich hatten.

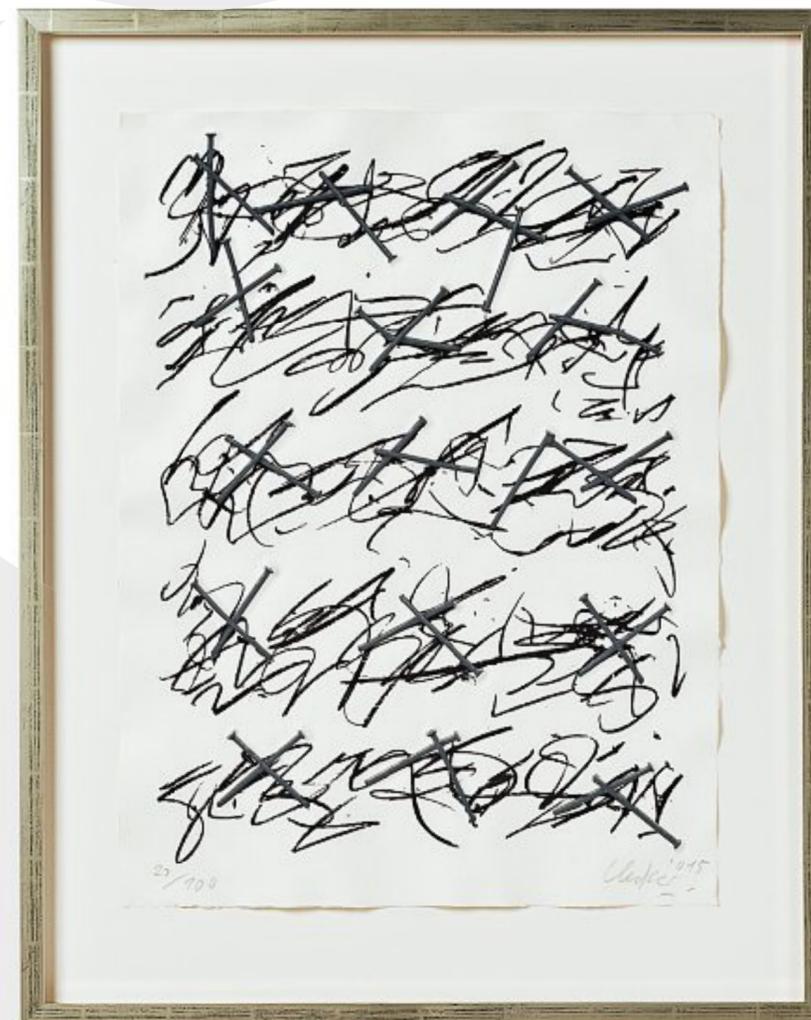
Muster auf dem Teppich sind schwierig. Es sei denn, es sieht aus wie ein Sternhimmel, wie hier von Kymo.



FOTOS: HERSTELLER (8); DAN & CORINNA LECCA; LAURA FIORO; THOMAS BERGER

Frankfurter Allgemeine SELECTION

AUSGESUCHTES FÜR
KLUGE KÖPFE

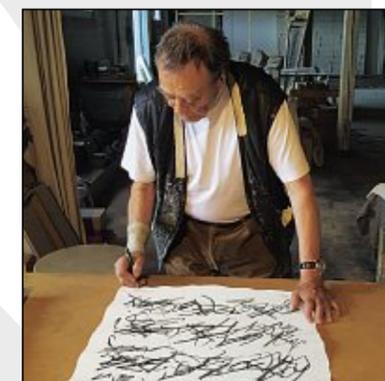


GÜNTHER UECKER - FRIEDENSgebote 9

In einer einzigartigen Kombination aus Prägedruck und Siebdruck stellt dieses Blatt eine echte Neuerung im Bereich der Grafik dar, denn in dieser überlappenden Technik von Prägung und Siebdruck gab es bisher noch keine Grafik von Günther Uecker. Unterlegt mit einer schwarzen Zeichnung, treten die grauen Nägel sowohl optisch als auch plastisch dezidiert vor dem weißen Hintergrund hervor.

Sichern Sie sich eines der auf 100 limitierten Exemplare in der Größe 70 x 53 cm zum Preis von 6.800 Euro zzgl. Rahmung und Versand.

Gern liefern wir das Werk mit einer Blattgröße von 70,5 x 53,5 cm konservatorisch gerahmt mit weiß gekalkter oder antiksilber lackierter Blockleiste aus Holz in den Maßen 87 x 69 x 3 cm und bruchsicherem UV-geschütztem Acrylglas aus.



Menschen, die ungerne Dinge aufschieben, haben heute alle möglichen Optionen, Listen aufzustellen. Man könnte geradezu eine Liste für Listen aufstellen! Aber dann bitte auf der hier, von Jo & Judy in Münster.



Klar, eine Schleife sollte am besten von Hand gebunden sein. Von Floerke vernäht sie auch so.



Jetzt, da es frostig wird, kann man von den Ureinwohnern Amerikas lernen. Das italienische Label Alanui arbeitet vornehmlich mit indianisch inspirierten Kälte-Requisiten.

Das klassische Deo von Marbert hielt auch, wenn es mal stressig wurde. Heute könnten die Männer das Produkt also auch ganz gut gebrauchen.



Pitralon warb früher damit, sein Rasierwasser habe eine „betörend männliche Note“. Hat sich seitdem nicht geändert.

Der Duft von Italien war für die Söhne früher der Geruch von Pizza. Für den Vater war es nicht selten Acqua di Giò von Giorgio Armani.



WEIL ER ES SICH WERT IST

Junge Frauen pflegen sich oft mit „mother brands“, die sie aus dem Badezimmer der Kindheit kennen. Was können Väter weitergeben?

Von Jennifer Wiebking
Illustrationen Jan-Hendrik Holst



Männer, die so viel Spaß an Düften haben wie an anderem Alkohol, waren früher in der Minderheit. Sie rochen dann nach Guerlain Vetiver.



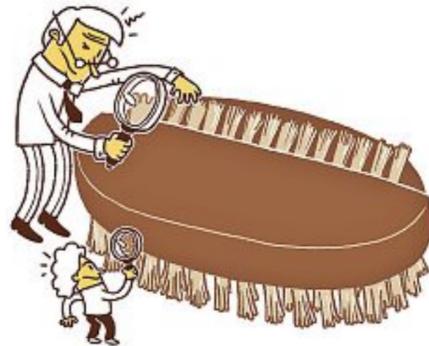
Ein Duft wie ein Klippensprung ins Meer. Cool Water ist nicht umsonst ein Dauer-Bestseller. Kann man sich kaum abgewöhnen.



Ein Sprichwort zur Gesichtsbehaarung: Ein Mann, dem keine Barthaare sprießen, ist mit Vorsicht zu genießen. Die Bürste zum Spruch von Groetsch hat Manufactum.



Die Nassrasur ist eine väterliche Tätigkeit. Mit der Rasierseife von Golddachs (über Blackbeards) geht es weiter in Richtung Vergangenheit.



Dunkle Ränder unter den Fingernägeln sind glücklicherweise so ungehörig wie anno dazumal. Ein Fall für die Nagelbürste von Croll & Denecke.



Bevor das Aftershave einen cool kick hatte oder nach frisch gemähtem Gras roch, war es einfach von Tabac. Heißt nicht umsonst „Original“.



Ein Kamm ist einfach immer verschwunden. Daher hat das Modell von Hercules Sägemann ein Lederetui. Kann natürlich auch verschwinden.



BOSS
HUGO BOSS

BOSS BOTTLED
#MANOFTODAY

CHRIS HEMSWORTH

„MEINE KINDER ESSEN PASTA À LA PAPA“



Was essen Sie zum Frühstück?

Immer das Gleiche: Eiweiß-Omelett, Avocado, Karotten, Tomaten, Gurken. Dazu einen frisch gepressten Zitronensaft.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Weil man in Kenia viele Dinge, aber nicht alles kriegt, kaufe ich bisher meistens in Europa ein. Ich liebe Zara und Massimo Dutti, Basics kaufe ich bei H&M. Aber jetzt habe ich hier einen Schneider kennengelernt, der für kleinstes Geld supertolle Hosen und Anzüge näht.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Einkaufen finde ich gigantisch. Ich gehe gern in Läden und gucke und fasse Dinge an. Online-Shopping ist nichts für mich.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Eine 20 Jahre alte schwarze Belstaff-Motorradlederjacke, für die ich damals ein Jahr gespart habe. Seit ich Kinder habe, hängt die hinten im Schrank, weil meine Frau Motorradfahren zu gefährlich findet. Ich hänge nicht so an Dingen. Aber von der kann ich mich nicht trennen.

Was war Ihre größte Modesünde?

Vor wenigen Wochen war ich beim nächstbesten Friseur und habe gesagt: Mach mal was Cooles. Meine Frau ist Kenianerin, da sind Haare ein großes Thema. Sie hat Braids, das sieht sehr cool aus. Nach einer halben Stunde war mein Friseur fertig – und ich sah aus wie Donald Trump. Ich hatte orange gefärbte Haare. Meine Kinder nennen mich seitdem Mr. Carrot-Top.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

In Kenia bin ich auf Shorts umgestiegen.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Mein Grundsatz: Don't copy.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Meine Tochter hatte sich zu ihrem vierten Geburtstag eine Mottoparty „Princes and Princesses“ gewünscht. Dafür brauchte ich einen silbernen Gürtel, den ich aus Zellophan und Alufolie gebastelt habe.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Nein.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Meine Salate sind ganz gut: Spinat, Avocado, Tomaten, Zwiebeln, Karotten, Knoblauch, gegrillter Lachs oder Hühnchen. Meine Kinder stehen auf Pasta à la Papa.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Ich liebe meine deutschen Zeitungen: „Bild“, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, „Spiegel“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

„New York Times“ und dailynation.co.ke.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Gerade erst, als meine Tochter Hope ein bisschen traurig war. Ich habe ihr geschrieben, wie toll sie ist.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

„The Secret“ von Rhonda Byrne.

Ihre Lieblingsvornamen?

Die Namen meiner Kinder: Noel, Malila, Hope, Dream.

Ihr Lieblingsfilm?

„Rocky“, vor allem Teil I und III. Und „Star Wars“.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Definitiv ohne.

Tragen Sie eine Uhr?

Ja, ganz stolz. Die habe ich mir selbst gekauft von meinem ersten Gehalt. Manchmal frage ich mich, warum ich sie jeden Tag trage. Hier in Kenia ticken die Uhren ja anders. Wenn für acht Uhr ein Meeting angesetzt ist, haben Sie Glück, wenn es um 8.30 Uhr beginnt. Ich trage die Uhr trotzdem.

Tragen Sie Schmuck?

Ja, selbstgemachte Perlenarmbänder von meinen Kindern.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Nein.

Was ist Ihr größtes Talent?

Ich kann Menschen ganz gut begeistern.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Ein Lächeln. Ein nettes Wort. Und gute Tennisbälle! Die sind hier schwer zu bekommen.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Flasche Wein, gutes Essen.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich rede gern darüber, was Menschen in ihrem Leben glücklich macht.

Sind Sie abergläubisch?

Null.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

In Diani Beach an der kenianischen Küste.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Hoffentlich in Diani Beach.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Pures Quellwasser. Wenn man in einem Land lebt, das von Dürreperioden heimgesucht wird, ändert sich der Wert von Wasser. Es gibt hier den Spruch: Maji ni Uhai, Wasser ist Leben. Ich habe Wasser hier total zu schätzen gelernt.

Aufgezeichnet von Julia Schaaf.

NOMOS
GLASHÜTTE



At Work

Neue Uhren aus Glashütte: flach unter der Manschette, höchst präzise für den Job, für Männer, die leidenschaftlich auch bei der Arbeit sind. Motor dieser Uhren ist das Aufsehen erregende NOMOS-Automatikwerk DUW 3001 – von Hand in Deutschland gefertigt, vor Ort per Hightech auf höchste Leistung getrimmt. Metro neomatik silvercut und weitere Modelle gibt es jetzt im besten Fachhandel und hier: nomos-store.com, nomos-glashuette.com

BVLGARI

ROMA



MAN
IN BLACK